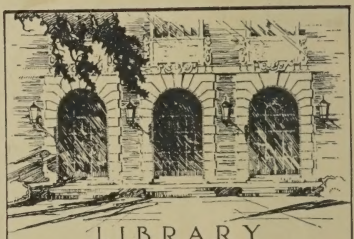

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

845D26
Oc Gb

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below. A charge is made on all overdue books.

University of Illinois Library

JAN 21 1944

M32

M Heyse.
Geschenk
von R. Schwabe
1881.

# Montags-Geschichten.

# MONTAGS-
# GESCHICHTEN

VON

ALPHONSE DAUDET.

AUTORISIRTE UEBERSETZUNG

VON

STEPHAN BORN.

BASEL.
BENNO SCHWABE, VERLAGSBUCHHANDLUNG.
1880.

*Nachdruck verboten.*

845 D26
Oc Db

# Vorwort des Uebersetzers.

*In der kurzen Einleitung, die der Verleger der „Contes du Lundi" einer neuen Ausgabe dieser Zeitbilder voranschickte, lesen wir folgende, den Charakter des Autors wie das vorliegende Buch bezeichnende Worte: „Wenn es in Zeiten politischer Aufregung dem Schriftsteller schwer wird, sich von den Leidenschaften des Augenblicks frei zu halten, so giebt er einen Beweis guten Geschmacks, wenn er der Beruhigung der Gemüther alles das opfert, was nur der persönlichen oder der Tagespolitik angehört."*

*Wenn wir unsern deutschen Lesern gegenüber bei Uebersetzung der „Contes du Lundi" dieselbe Rücksicht walten lassen, die Herr Alphonse Daudet im Jahre 1875 zu Gunsten seiner Landsleute beobachtete, indem wir nämlich, seinem Beispiele folgend, einige Geschichten opfern, welche das patriotische Gefühl des Einen*

173605

*oder Andern verletzen könnten, so glauben wir ganz im Sinne des Autors gehandelt zu haben, sind wir seiner Zustimmung vollkommen versichert.*

*Der Patriotismus, hat man gesagt, ist das Ehrgefühl der Nationen. In den folgenden Blättern hat der Dichter die Eindrücke geschildert, welche die Niederlage der französischen Waffen, die Belagerung von Paris, der Aufstand der Commune, auf sein vom Schicksal Frankreichs schwer getroffenes Herz gemacht. Er hat dabei in wahrem Patriotismus seine Landsleute nicht geschont, ihnen im Gegentheil viel Bitteres gesagt. Deutschen Lesern, welche bisher nur den Romanschriftsteller Daudet oder den Dichter der aus Sonnenschein und Rosmarinduft gesponnenen „Provençalischen Geschichten" kennen, wird auch der Daudet eine sympathische Erscheinung sein, der sein Vaterland über Alles liebt, als ein Mann es liebt, ihm deshalb nicht schmeichelt, aber auch an seiner Grösse und an seinem Weltberuf niemals zweifelt.*

*Deutsche Leser werden es dem Uebersetzer dieser Geschichten auch nicht verargen, wenn er von der Ueberzeugung ausgeht, es werden*

*seine Landsleute im Bewusstsein eigenen Werthes eines Franzosen Anschauungen über die letzten Kriegsereignisse mit unbefangenem Urtheil aufnehmen und nicht wegen der Klagen über den Verlust von Elsass-Lothringen in ein kindisches Entrüstungspathos gerathen.*

*Chauvin, den der Erzähler der Montagsgeschichten im Mai 1871 als Opfer des Bürgerkriegs zwischen einer Barricade und einem Bataillon Liniensoldaten fallen sieht, Chauvin ist wohl in Frankreich nicht ganz todt, ja er wird dort wahrscheinlich wieder einmal in alter Glorie auferstehen; aber es will uns bedünken, als sei nach dem Friedensschluss sein Gespenst da und dort in Deutschland aufgetaucht und als gehe es da um, nicht in soldatischer Uniform oder im rauhen Kleid des werkthätigen Bürgers und Landmanns, sondern mit langer Pfeife im Munde, in Schlafrock und Pantoffeln. Wer kennt dies arme Gespenst nicht? Gewähre ihm der Himmel sehr bald die ewige Ruhe.*

***Basel,** im November 1879.*

St. B.

## Die Partie Billard.

Seit zwei Tagen hat man sich geschlagen und die Nacht bei strömendem Regen und vollständig bepackt im Freien zugebracht. Die Soldaten sind auf's Aeusserste erschöpft. Und nun lässt man sie noch seit drei Stunden Gewehr bei Fuss in den Pfützen der Landstrassen, im durchweichten Boden der Felder zwecklos stehen.

Uebermüdet von den Strapazen, den durchwachten Nächten, drängen sie in ihren durchnässten Uniformen sich dicht an einander, um sich ein wenig zu erwärmen, sich aufrecht zu erhalten. Manche, an den Tornister des Nachbarn gelehnt, nicken stehend ein, und

die verschlafenen, schlaffen Gesichter verrathen Erschöpfung und mehr noch Entbehrungen. Regen, Koth, kein Feuer, keine Suppe, ein niederer grauer Himmel und der Feind, der rings umher sich spüren lässt. Schauerlich....

Was geschieht da? Was geht vor?

Die auf den Wald gerichteten Kanonen scheinen etwas zu erlauern. Die Mitrailleusen im Hinterhalt blicken unverwandt in die Ferne. Alles sieht nach einem Angriff aus. Warum wird nicht angegriffen? Worauf wartet man?

Man wartet auf Befehle, und das Hauptquartier sendet keine.

Aber das Hauptquartier ist nicht weit. Es ist dort jenes schöne Schloss im Style Louis XIII. Seine rothen, vom Regen abgewaschenen Ziegel leuchten auf halber Höhe des Hügels zwischen den Wirthschaftsgebäuden hervor. Eine wahrhaft fürstliche Wohnung, die wohl würdig ist, die Quartierfahne eines Marschalls von Frankreich zu tragen. Hinter einem breiten Graben und einer steinernen Rampe steigt, von Blumen eingefasst,

der grüne Rasen bis zur Freitreppe hinan. Jenseits, an der Rückfaçade des Hauses, die lichten Hagebuchengänge, der spiegelglatte Teich mit seinen Schwänen. Unter dem Pagodendache eines weiten Hühnerhauses ertönt der grelle Schrei der Pfauen; Goldfasanen lassen ihre Flügel rauschen und schlagen ein Rad. Obgleich die Herrschaft fern ist, drängt sich uns doch nirgends die Empfindung der Verlassenheit auf, merkt man nichts von der Flucht vor dem Kriege. Die Oriflamme des Armeekommandanten breitet sich schützend über jedes Blümchen auf den Wiesen; es liegt etwas Packendes darin, so ganz in der Nähe des Schlachtfeldes auf behaglichste Ungestörtheit zu stossen, die in der vollkommenen Ordnung aller Dinge, der tadellosen Geradlinigkeit der Gebäude, dem tiefen Schweigen auf allen Wegen und Zugängen ruht.

Der Regen, der unten die Strasse in eine Pfütze mit Gruben und Löchern verwandelt, ist droben nur eine elegante, aristokratische Berieselung, die das Roth der Ziegel, das Grün der Wiesen belebt, die Orangenblätter,

das weisse Gefieder der Schwäne erfrischt. Alles glänzt und strahlt hier in stillem Frieden. Wahrlich, ohne die Fahne, die droben auf dem Dache flattert, dächte kein Mensch daran, dass hier das Hauptquartier sich befindet. Die Pferde ruhen in den Ställen. Da und dort begegnet man Leuten mit Putzgeräthen, Ordonnanzen in kleiner Uniform, die in der Nähe der Küchen herumtrollen oder gar einen rothhosigen Gärtner, der ruhig mit dem Rechen über die Kieswege fährt.

Der Speisesaal, dessen Fenster auf die Freitreppe hinausgehen, zeigt einen halbabgeräumten Tisch, entkorkte Flaschen, gebrauchte, leere, trübe Gläser auf dem zerknitterten Tafeltuch, die Reste eines eben von den Gästen beendeten Mahles. Aus dem Zimmer nebenan hört man laute Stimmen, Gelächter, rollende Billardkugeln, das Anstossen der Trinkenden. Der Marschall spielt eben seine Partie und deshalb muss die Armee auf die Befehle warten. Wenn der Marschall seine Partie begonnen hat, dann mag der Himmel einstürzen, er muss sie zu Ende bringen.

Das Billard!

Es ist die Schwäche des grossen Kriegsmannes. Da steht er, ernst wie in der Schlacht, in voller Uniform, die Brust mit Orden bedeckt, sein Auge leuchtet, sein Gesicht ist vom Essen, vom Spiel, vom Grog hochroth. Die Adjutanten halten sich respektvoll und dienstfertig in seiner Nähe und wissen sich vor Bewunderung nicht zu fassen, wenn er einen Stoss gethan. Hat der Marschall einen Point gemacht, dann eilen sie Alle, um ihn zu markiren; will der Marschall trinken, dann möchte Jeder ihm den Grog bereiten. Das ist ein Hinundher von Epauletten und Federbüschen, ein Klappern von Ordenskreuzen und schweren Achselschnüren; und betrachtet man in dem hohen, eichengetäfelten Saal, der auf den Park und den Ehrenhof hinausgeht, das einstudirte Lächeln, die zierlichen Verbeugungen der Hofschranzen, die Goldstickereien auf den neuen Uniformen, so gemahnt es einen an die Herbstfeste in Compiègne; es beruhigt auf den Anblick der schmutzigen Soldatenmäntel, deren Insassen drunten am Wege vor Frost klappern

und traurig-düstre Gruppen im unerschöpflichen Regen bilden.

Der Partner des Marschalls war ein kleiner, geschnürter, frisirter, hellbehandschuhter Kapitän vom Generalstab. Er ist sehr stark im Billardspiel und könnte sämmtliche Marschälle von Frankreich darin schlagen; aber er versteht es, sich in respektvoller Entfernung von seinem Vorgesetzten zu halten; er bemüht sich, nicht zu gewinnen, aber auch nicht gar zu schnell zu verlieren. Das nennt man einen hoffnungsvollen Officier...

Achtung, junger Mann, nehmen Sie sich zusammen. Der Marschall hat fünfzehn, Sie haben zehn. Es handelt sich darum, die Partie auf diese Weise bis zu Ende zu spielen, und Sie haben dann für Ihre Beförderung mehr gethan, als wenn Sie drunten mit den Andern im Regenguss ständen, Ihre hübsche Uniform und die goldenen Achselschnüre beschmutzten, um auf Befehle zu warten, die nicht kommen.

Es ist in der That eine interessante Partie. Die Kugeln laufen, streifen sich, vermischen ihre Farben. Die Banden geben gut ab, das

Tuch wird warm... Plötzlich leuchtet ein Kanonenblitz am Himmel, vom Schuss erzittern die Scheiben. Man erbebt, man betrachtet sich unruhig. Nur der Marschall hat nichts gesehen, nichts gehört: über das Billard gebeugt, ist er eben im Begriff, einen prachtvollen Rückläufer auszuführen; die Rückläufer sind seine starke Seite.

Wieder ein Blitz, dann noch einer. Die Kanonenschüsse kommen schneller und schneller. Die Adjutanten eilen an die Fenster. Sollten die Preussen etwa angreifen?

»Mögen sie angreifen!« sagte der Marschall und legte Kreide auf... »Es ist an Ihnen, Herr Kapitän.«

Der Generalstab war ausser sich vor Bewunderung. Was ist Turenne, auf einer Lafette schlafend, neben diesem Marschall, der im Augenblick der Schlacht so ruhig vor seinem Billard steht... Indessen wird der Lärm immer heftiger. Auf die Kanonenschüsse folgt das Geprassel der Mitrailleusen, das Rollen des Pelotonfeuers. Ein rother Dampf, schwarz umrändert, steigt den Rasen hinan; der ganze Park ist wie in Flam-

men gehüllt. Die erschrockenen Pfauen und Fasanen schreien ängstlich auf in ihrem Gitterhaus; die arabischen Pferde riechen Pulver und bäumen sich in den Ställen. Das Hauptquartier wird unruhig. Depeschen auf Depeschen. Stafetten mit verhängtem Zügel folgen einander. Man fragt nach dem Marschall.

Der Marschall ist nicht zu sprechen. Ich habe es schon gesagt, dass er bei seiner Partie sich nicht stören lässt.

»An Ihnen ist es, Kapitän!«

Der Kapitän aber ist zerstreut... er ist eben noch jung! Und nun verliert er gar den Kopf, vergisst sein Spiel und macht zwei Serien hinter einander; fast hat er gewonnen. Der Marschall geräth in Wuth. Ueberraschung, Entrüstung flammen aus seinem männlichen Antlitz. In diesem Augenblick rennt ein Pferd in sausendem Galopp in den Hof und bricht zusammen. Ein Adjutant, mit Koth bedeckt, drängt rücksichtslos den Wachtposten bei Seite und ist mit einem Satz auf der Freitreppe: »Marschall! Marschall!...« Er wurde nach Gebühr empfangen... Vor Wuth schnau-

bend, roth wie ein Streithahn, erscheint der Marschall am Fenster, mit dem Billardstock in der Hand:

»Was giebt's?... Was ist los?... Steht denn keine Schildwache hier?«

— Aber... Marschall!...

— Es ist gut... Sogleich... Man warte auf meine Befehle, in's Teufels Namen!

Und das Fenster wird heftig zugeschlagen.

Man warte auf seine Befehle!

Das thun sie ja, die armen Jungen. Der Wind peitscht ihnen den Regen und die Kugeln in's Gesicht. Ganze Bataillone werden niedergeschmettert, während andere unnütz dastehen, Gewehr im Arm, ohne zu wissen, was ihre Unthätigkeit zu bedeuten hat. Da ist nichts zu thun. Man wartet auf Befehle... doch da man keiner Befehle braucht, um zu sterben, so fallen die Leute zu Hunderten hinter den Büschen, in den Gräben, im Angesicht des grossen, stillen Schlosses. Selbst am Boden werden sie noch von den Sprenggeschossen zerrissen und aus ihren offenen Wunden fliesst geräuschlos das herrliche Blut Frankreichs... Oben im Billardsaal

geht es auch heiss her. Der Marschall ist wieder um einige Punkte vor, der kleine Kapitän wehrt sich aber wie ein Löwe.

Siebenzehn! achtzehn! neunzehn!...

Man hat kaum Zeit zu markiren. Der Lärm der Schlacht rückt näher. Der Marschall spielt nur noch um einen Punkt. Schon fallen die Sprenggeschosse in den Park. Da platzt eines mitten im Teich; der Wasserspiegel ist zertrümmert; ein Schwan schwimmt entsetzt dem Ufer zu, sein rothes Blut färbt das zerstiebende Gefieder. Es war der letzte Kanonenschuss.

Jetzt wird es plötzlich still! Nur der Regen rieselt leise über die Hagebuchen, ein dumpfes Rollen unten am Abhang, auf den durchweichten Wegen etwas wie das Getrappel einer hastig dahineilenden Heerde... Die Armee ist in voller Flucht. Der Marschall hat seine Partie gewonnen.

## Das Kind als Spion.

Er hiess Stenne, der kleine Stenne... ein Pariser Kind, schwächlich, bläss-lich, vielleicht zehn, vielleicht auch fünfzehn Jahre alt; bei solchen armseligen Kreaturen ist das schwer zu entscheiden. Seine Mutter war gestorben, sein Vater, ein ehemaliger Marinesoldat, hatte die Aufsicht über einen Square im Quartier du Temple. Die kleinen Kinder, die Kindermägde, die Damen mit Feldstühlen, die armen Mütterchen, das ganze trippelnde Paris, das sich vor dem Wagen-gewirre in die Nähe dieser mit bekiesten Wegen umgebenen Blumen- und Baumgruppen rettet, es kannte den Papa Stenne und war

ihm gewogen. Man wusste, dass sich hinter seinem Knasterbart, dem Schrecken der Hunde und der Strolche, ein menschenfreundliches, fast mütterlich theilnehmendes Lächeln verbarg und man brauchte, um dies Lächeln zu sehen, zu dem Alten nur zu sagen: »Wie geht es Ihrem Kleinen?...« Papa Stenne liebte seinen Jungen so sehr! Er war so glücklich, wenn der Kleine Abends nach der Schule ihn abholte und sie dann zusammen durch die Alleen gingen, an jeder Bank stehen blieben, um die regelmässigen Gäste zu grüssen und auf ihre Freundlichkeiten zu antworten.

Leider änderte sich dies Alles mit der Belagerung. Der Square des Papa Stenne wurde geschlossen, weil man ihn zur Aufbewahrung von Petroleum benutzte und so war der arme Mann zu einer beständigen Aufsicht genöthigt und verbrachte seine Tage zwischen den verwilderten Beeten, ohne sein Pfeifchen rauchen zu dürfen, und sah seinen Knaben erst Nachts, zu Hause. Kein Wunder, dass sein Bart wie die Stacheln eines Igels sich sträubte, wenn man ihm von den

Preussen redete. Der kleine Stenne aber beklagte sich nicht allzusehr über das neue Leben.

Eine Belagerung! Gibt es etwas Lustigeres für Buben? Keine, gar keine Schule mehr! Fortwährend Ferien und auf den Gassen ein ewiger Jahrmarkt...

Der Junge trieb sich bis in die Nacht hinein in der Stadt umher. Er begleitete die Bataillone aus seinem Stadtviertel bis an die äusseren Wälle, wählte mit Vorliebe diejenigen, die im Besitz einer guten Musik waren, und darüber wusste der kleine Stenne vollkommen Bescheid. Er sagte Einem mit Kennermiene, dass die Musik der Sechsundneunziger nichts tauge, dass aber die der Fünfundfünfziger vortrefflich spiele. Ein anderes Mal schaute er zu, wenn die Mobilgarde exercirte: und dann erst das Liniestehen vor den Läden!

Einen Korb am Arme, nahm er seinen Platz in der langen Reihe ein, die sich schon vor dem Morgengrauen, ohne Gaslicht, im feuchten Winter, vor den Metzger- und Bäckerläden bildete. Mit den Füssen in der Nässe, schlotternd, machte man hier Bekanntschaften,

schwatzte man über Politik und da er des alten Stenne Sohn war, so fragte ihn Jeder um seine Meinung. Lustiger als Alles waren aber die Galoches, das neue Pfropfenspiel, das durch die Mobilen aus der Bretagne während der Belagerung schnell in Aufnahme gekommen war. Wenn der kleine Stenne nicht auf den Wällen, noch vor dem Bäckerladen war, so fand man ihn sicher bei einer Partie Galoches auf dem Platze vor dem Château-d'Eau. Er selber spielte selbstverständlich nicht, dazu brauchte es zu viel Geld; aber er schaute den Spielern mit flammenden Augen zu.

Einer besonders, ein grosser Schlingel in blauer Jacke, der nur Hundertsousstücke setzte, erregte seine Bewunderung. Wenn er lief, hörte man immer das Geld in seiner Tasche klimpern....

Eines Tages, als der kleine Stenne ein Geldstück aufhob, das ihm gerade unter die Füsse gerollt war, raunte der Grosse ihm in's Ohr:

»Möchtest auch etwas haben, he?... Nun, wenn Du klug bist, will ich Dir sagen, wo man es herholt.«

Nach beendigter Partie zog er ihn in

einen kleinen Winkel des Platzes und schlug ihm vor, mit ihm zu gehen, und den Preussen Zeitungen zu verkaufen. Man bekommt dreissig Franken für jede Fahrt... Erst wies Stenne voller Entrüstung den Vorschlag zurück und blieb drei Tage von der Partie fern. Drei fürchterliche Tage, während deren er nicht ass, nicht schlief. Nachts sah er Pfropfen an Pfropfen mit dem Einsatz darauf vor seinem Bette sich aufrichten und die glänzenden Fünffrankenstücke, die platt und schnurgerade nach den Pfropfen flogen. Die Versuchung war zu gross. Am vierten Tage kehrte er zum Château-d'Eau zurück, sah den Grossen wieder, liess sich verführen....

Sie machten sich an einem frühen Morgen bei Schneewetter auf den Weg. Auf der Schulter trugen sie jeder einen leinenen Sack, die Zeitungen hatten sie unter ihren Kleidern verborgen. Als sie am Thor ankamen, war es kaum Tag. Der Grosse ergriff Stenne an der Hand und sich der Schildwache nähernd — einem wackern Spiessbürger mit rother Nase und gutmüthigem Gesicht — sagte er in weinerlichem Tone:

»Lassen Sie uns vorbei, guter Herr... Unsere Mutter ist krank, unser Vater gestorben. Wir wollen, ich und mein kleiner Bruder, ein paar Kartoffeln vom Felde holen.«

Er greinte. Stenne schämte sich und sah auf den Boden. Die Schildwache betrachtete beide einen Augenblick und blickte dann auf die öde, staubige Strasse hinaus.

»Macht schnell,« sagte der Mann und wandte sich auf die Seite. So befanden sich die Beiden auf dem Wege nach Aubervilliers — und der Grosse lachte!

Verwirrt, wie in einem Traume, sah der kleine Stenne Fabrikgebäude in Kasernen verwandelt, Barrikaden, auf denen Wäsche zum Trocknen auslag, hohe zerschossene Schornsteine, die durch den dicken Nebel zum Himmel sich erhoben; in gewissen Entfernungen eine Schildwache, Officiere, warm in ihre Mäntel gehüllt, mit Fernrohren bewaffnet, und kleine Zelte, von denen der Schnee in der Nähe des ersterbenden Wachtfeuers herabschmolz. Der Grosse kannte die Wege, ging querfeldein, um den Posten auszuweichen. Trotz alledem stiessen sie auf

eine Feldwache von Francs-Tireurs. Die Francs-Tireurs lagen da in ihren kleinen Mänteln längs der Eisenbahn nach Soissons, in feuchten Gräben. Dieses Mal mochte der Grosse seine Geschichte noch so oft vorbringen, man wollte ihn nicht hinüberlassen. Da trat, während er heulte, aus dem Häuschen des Bahnwärters ein alter, weisshaariger Sergeant, das Gesicht voller Runzeln; er glich dem Papa Stenne.

»Nur stille, Jungens, und heult nicht mehr. Ihr sollt zu euren Kartoffeln noch kommen. Vorerst aber tretet ein und wärmt euch ein wenig... Der Kleine sieht ganz verfroren aus!«

Ach, nicht vor Kälte schlotterte der kleine Stenne, sondern vor Furcht, vor Scham... Auf dem Posten trafen sie einige Soldaten, die um ein dürftiges Feuer herumhockten, ein wahres Wittwenfeuer, an dem sie ihren Zwieback auf die Bajonnette gespiesst aufthauen liessen. Man rückte zusammen, um den Buben Platz zu machen, gab ihnen einen Schluck Branntwein, ein wenig Kaffee. Während sie tranken, trat ein Officier an die Thüre, rief

den Sergeanten zu sich heran, sprach leise zu ihm und entfernte sich.

»Jungens,« sagte der Sergeant mit strahlendem Gesicht... »heute Nacht regnet es blaue Bohnen... Man hat den Preussen die Parole abgehorcht... Ich glaube, dass wir ihnen diesmal das verdammte Bourget wieder abnehmen!«

Ein Freudengeschrei begrüsste diese Worte. Man lachte, tanzte, sang, man putzte die Yatagans; die Knaben aber benutzten die Verwirrung und verschwanden.

Sie hatten jetzt den Graben überschritten und befanden sich auf freiem Felde. In der Ferne zeigte sich eine lange, weisse Mauer, mit eingebrochenen Schiessscharten. Auf diese Mauer gingen sie langsam zu, von Zeit zu Zeit sich niederbückend, als ob sie Kartoffeln sammelten.

»Zurück... gehen wir lieber nicht,« sagte der kleine Stenne unaufhörlich.

Der Andere aber zuckte die Achseln und ging immer weiter. Plötzlich hörten sie das Anschlagen eines Gewehrs.

»Leg' Dich nieder!« sagte der Grosse und warf sich lang auf den Boden hin.

Er pfiff. Ein Pfeifchen antwortete ihm von drüben. Sie krochen vorwärts... Vor der Mauer in gleicher Linie mit dem Boden erschien ein gelber Schnurrbart unter einer schmutzigen Mütze. Der Grosse sprang in den Graben hinab, zu dem Preussen.

»Mein Bruder,« sagte er, auf seinen Begleiter hinweisend.

Stenne war so klein; dass der Preusse bei seinem Anblick lachte. Er nahm ihn in seine Arme, um ihn bis an die Bresche hinaufzuheben.

Jenseits der Mauer waren hohe Erddämme, umgehauene Bäume, schwarze Löcher im Schnee und aus jedem schwarzen Loch guckte eine gleiche schmutzige Mütze, derselbe gelbe Schnurrbart und überall lachte es beim Anblick des Knaben.

In einer Ecke stand ein Gärtnerhäuschen, das mit Baumstämmen kasemattirt war. Der untere Raum steckte voller Soldaten. Sie spielten Karten, eine Suppe kochte auf dem hellen Feuer. Sie roch nach Kohl und Speck. Wie anders war es hier als bei der Feldwache der Francs-Tireurs! Oben waren die

Officiere. Man hörte sie Clavier spielen, Champagnerflaschen entkorken. Als die Pariser eintraten, wurden sie mit Jubel empfangen. Sie reichten ihre Zeitungen hin, man schenkte ihnen ein und löste ihnen die Zunge. Die Officiere hatten alle etwas Stolzes, Hochfahrendes; der Grosse aber belustigte sie mit seinem Vorstadtwitz und Gassenjungen-Vocabularium. Sie lachten, sprachen ihm seine Wörter nach und zeigten keinen Ekel vor dem Pariser Unrath, der ihnen da vorgeführt wurde.

Der kleine Stenne hätte wohl auch reden und beweisen mögen, dass er nicht auf den Kopf gefallen war, aber bei der ganzen Sache war ihm nicht wohl zu Muthe. Ihm gegenüber stand abseits ein älterer Preusse, der ernster drein schaute als die andern. Er las, oder that vielmehr als ob er lese, denn seine Augen kehrten fortwährend zu dem Knaben zurück. In seinem Blick lag etwas wie ein Vorwurf. Vielleicht hatte der Mann in seiner Heimath ein Kind von dem Alter des jungen Stenne; vielleicht dass er zu sich selber sagte:

»Lieber sterben, als meinen Sohn so nichtswürdig sehen...«

Von diesem Augenblick an war es Stenne, als ob eine schwere Hand auf seinem Herzen läge und es am Klopfen hinderte.

Um dieser Pein zu entfliehen, liess er sich einschenken und trank. Bald drehte sich Alles um ihn herum. Wie im Traume hörte er unter dem tollen Gelächter der Officiere, wie sein Kamerad sich über die Nationalgardisten, und über ihre Art zu exerciren lustig machte, das Sammeln und zu den Waffen eilen im Maraisviertel oder auf den Wällen nachäffte. Plötzlich sprach der Bursche leiser, die Officiere näherten sich ihm und ihre Gesichter wurden ernster. Der Elende war im Begriff, ihnen den bevorstehenden Angriff der Francs-Tireurs zu verrathen...

Da aber fuhr der kleine Stenne ernüchtert und wüthend auf:

»Nicht das, Grosser... Ich will nicht...«

Der Andere aber lachte und liess sich durch ihn nicht irre machen. Bevor er noch zu Ende gesprochen, waren alle Officiere zum Aufbruch bereit. Einer von ihnen zeigte den Knaben die Thür:

»Schiebt ab!« rief er ihnen zu.

Und darauf besprachen sich die Officiere eifrigst in deutscher Sprache.

Der grosse Bursche zog stolz ab und klimperte mit seinem Gelde. Stenne ging ihm nach. Er aber liess den Kopf sinken. Als er an dem Preussen vorüberkam, dessen Blick ihm das Herz zusammengezogen, hörte er die leisen Worte: »Pas joli, ça... Pas joli!«

So wie sie das Freie erreicht hatten, beschleunigten die Knaben ihren Schritt und rannten heimwärts. Ihre Säcke waren mit Kartoffeln gefüllt, die ihnen die preussischen Soldaten geschenkt hatten: so durften sie ohne Belästigung bei den Francs-Tireurs vorbei, die sich jetzt auf den nächtlichen Angriff vorbereiteten. Truppen zogen in aller Stille heran und sammelten sich hinter den Mauern. Da war auch der alte Sergeant und ordnete seine Leute. Er war so herzensfroh. Er erkannte die Knaben, als sie bei ihm vorüberkamen und lächelte ihnen zu...

O, dieses Lächeln that dem kleinen Stenne weh; er hätte laut ausrufen mögen: »Geht nicht... wir haben euch verrathen.« Der

Andere aber hatte gedroht: »Wenn Du ein Wort sagst, werden wir erschossen,« und die Angst schloss ihm den Mund.

Als sie die ersten Häuser erreicht hatten, traten sie in einen verlassenen Bau, um das Geld zu theilen. Die Wahrheit nöthigt mich zu sagen, dass es bei der Theilung ehrlich zuging und dass der kleine Stenne, als er die schönen Thaler unter seinen Kleidern klimpern hörte und an die vielen Partien Galoches dachte, die ihm nun bevorstanden, sich über sein Verbrechen nicht mehr so arg entsetzte.

Aber, so wie der Unglückliche allein war, so wie der Grosse ihn hinter dem Festungsthor verlassen hatte, da wurden ihm die Taschen plötzlich so schwer und die Hand, die sich auf sein Herz gelegt, schnürte es immer heftiger und heftiger zusammen. Paris schien ihm nicht mehr dieselbe Stadt. Die Leute, die an ihm vorbeigingen, sahen ihn streng an, als ob sie wüssten, woher er käme. Das Wort Spion hörte er im Gerassel der Wagen, im Lärm der Trommler, die längs des Canals exercirten. Endlich war er daheim und glücklich, dass sein Vater noch

nicht zu Hause war, stieg er hastig in ihr gemeinsames Zimmer hinauf, um das unselige Geld unter seinem Kopfkissen zu verbergen.

Noch niemals war der alte Stenne so gut, so heiter gewesen wie in jener Nacht, als er endlich heimkam. Es waren Nachrichten aus der Provinz angelangt: es stand besser, besser. Während des Essens betrachtete der Alte sein Gewehr, das an der Wand hing und sagte fröhlich zu dem Knaben:

»Ei, mein Junge, wie wirst Du erst gegen die Preussen losgehen, wenn Du grösser bist!«

Gegen acht Uhr hörte man die Kanonen.

»Das kommt von Aubervilliers... Man schlägt sich in Bourget,« sagte der wackere Alte, er kannte alle Forts von Paris. Der kleine Stenne erbleichte und eine grosse Müdigkeit vorschützend, legte er sich zu Bett. Aber er konnte nicht schlafen. Fortwährend donnerten die Kanonen, er sah im Geiste die Francs-Tireurs, wie sie mitten in der Nacht aufbrachen, um die Preussen zu überfallen und selbst in einen Hinterhalt geriethen. Er dachte an den Sergeanten, der ihm zugelächelt, sah ihn in den Schnee hingestreckt,

und wie viele Andere mit ihm!... Der Preis für all' dies Blut lag hier verborgen unter seinem Kopfkissen, und er, er war es, der Sohn des Jean Stenne, eines Soldaten, der... Es schnürte ihm den Hals zu. In der Kammer nebenan hörte er seinen Vater auf- und abgehen, das Fenster aufreissen. Unten auf dem Platze blies es zum Sammeln. Ein Bataillon Mobilgarde numerirte sich vor dem Abmarschiren. Eine wirkliche Schlacht hatte begonnen. Der Unglückliche konnte jetzt ein lautes Schluchzen nicht unterdrücken.

Der alte Stenne trat herein... Was ist Dir? fragte er.

Der Knabe konnte nicht mehr an sich halten, er sprang aus dem Bette und warf sich seinem Vater zu Füssen. Da rollte das schwere Geld auf den Boden.

»Was ist das? Du hast gestohlen?« rief der Alte, am ganzen Leibe zitternd.

Nun erzählte ihm der kleine Stenne in einem Athem, dass er bei den Preussen gewesen und was er gethan. Mit jedem weitern Worte, das er sprach, wurde es ihm freier um die Brust, die Selbstanklage er-

leichterte ihm das Herz... Der alte Stenne hörte ihm mit schrecklichem Antlitz zu. Als der Kleine geendigt, barg er sein Haupt in seine Hände und weinte.

»Vater, Vater...« wollte der Knabe sagen.

Der Alte stiess ihn zurück, ohne ein Wort zu erwidern und hob das Geld auf.

»Das ist Alles?« fragte er.

Der kleine Stenne nickte bejahend. Der Alte löste das Gewehr und die Patrontasche von der Wand und steckte das Geld zu sich.

»Es ist gut,« sagte er; »ich will es ihnen wiederbringen!«

Und ohne ein Wort hinzuzufügen, ohne nur den Kopf umzuwenden, stieg er hinab, um sich den Mobilgardisten anzuschliessen, die im Finstern abmarschirten.

Man hat ihn niemals wiedergesehen.

## Der letzte Schultag.

An jenem Morgen war es gar zu spät geworden, als ich in die Schule ging, und ich hatte grosse Angst, ausgescholten zu werden, um so mehr als Herr Hamel uns gesagt, er werde die Participien vornehmen; und ich hatte kein Sterbenswort gelernt. Einen Augenblick fuhr es mir durch den Kopf, die Schule zu schwänzen und in Feld und Wald umherzuschweifen.

Das Wetter war so schön, so warm! Man hörte die Amseln am Waldessaume, und hinter der Sägemühle auf der Wiese Meister Wippert's die Preussen, die ihre Recruten einexercirten. Dies Alles hatte mehr Reiz für mich als die Regeln über die Participien,

aber ich besass doch Kraft genug, der Versuchung zu widerstehen, und eilte schnell in die Schule.

Als ich an der Mairie vorbeikam, sah ich Leute vor dem schwarzen Brett, auf dem hinter einem Drahtgitter die amtlichen Bekanntmachungen zu lesen waren. Von jener Stelle aus waren uns alle schlimmen Nachrichten zugekommen, die verlorenen Schlachten, die Requisitionen, die Befehle der Commandantur, und ich dachte mir, ohne mich weiter aufzuhalten:

»Was giebt es schon wieder?«

Wie ich nun über den Platz rannte, rief der Schmied Wächter mir zu, der gerade mit seinem Lehrjungen die Bekanntmachung gelesen hatte:

»Brauchst nicht so zu springen, Kleiner; kommst immer noch früh genug in deine Schule!«

Ich glaubte, er wolle mich zum Besten halten und trat ganz ausser Athem in den kleinen Hof des Herrn Hamel.

Vor Beginn der Schule war gewöhnlich ein grosser Lärm in der Classe, den man

bis draussen auf der offenen Strasse hören konnte; die Pulte wurden aufgerissen und zugeschlagen, die Aufgaben laut wiederholt und dabei hielt man sich die Ohren zu, um besser lernen zu können; der Lehrer schlug auch wohl einmal mit seinem grossen Lineal auf die Tische: »Ruhig! ruhig!«

Ich hatte auf den Lärm gerechnet, um mich unbemerkt auf meinen Platz zu schleichen; aber gerade an dem Tage war Alles mäuschenstill, wie an einem Sonntag. Durch das offene Fenster sah ich meine Kameraden unbeweglich auf ihren Plätzen, und Herr Hamel mit dem furchtbaren eisernen Lineal unter dem Arm ging in der Classe auf und ab. Es half nichts, ich musste die Thüre aufmachen und bei der tiefen Stille eintreten. Ich war freilich feuerroth dabei und mir wurde angst und bange.

Herr Hamel aber betrachtete mich ohne allen Zorn, er sagte sogar ganz ruhig zu mir:

»Geh schnell auf Deinen Platz, kleiner Franz; fast hätten wir ohne Dich angefangen.«

Ich stieg über die Bank und setzte mich sogleich vor mein Pult. Da erst, nachdem

ich mich von meiner Angst erholt, bemerkte ich, dass unser Lehrer seinen schönen grünen Rock, sein fein gefälteltes Hemd und seine schwarzseidene gestickte Kniehose angelegt hatte, die er nur an Inspektionstagen oder bei Preisvertheilungen trug. Die ganze Classe hatte etwas besonders Feierliches. Was mich am meisten überraschte, war, dass ich hinten in dem Saal auf den Bänken, die gewöhnlich leer blieben, Leute aus dem Dorfe sah, die still und nachdenklich dasassen: der alte Hauser mit seinem Dreispitz, der frühere Maire, der invalide Briefträger und noch gar viele andere Personen. Und sie schienen alle so traurig. Hauser hatte sogar eine alte, an den Rändern abgestossene Fibel mitgebracht, die offen vor ihm auf den Knieen lag, und seine grosse Brille war zwischen die Blätter geschoben.

Während ich mich über alles dies verwunderte, hatte sich Herr Hamel auf seinen erhöhten Sitz begeben und mit derselben ernsten und doch sanften Stimme, mit der er mich empfangen, sagte er zu uns:

»Meine Kinder, es ist heute das letzte

Mal, dass ich Euch Unterricht ertheile. Aus Berlin ist der Befehl gekommen, in den Schulen von Elsass-Lothringen nur Deutsch zu lehren. Der neue Lehrer kommt morgen. Heute ist Eure letzte französische Stunde. Ich bitte Euch, seid recht aufmerksam.«

Diese wenigen Worte erschütterten mich. Das war also die Bekanntmachung an der Mairie!

Meine letzte französische Stunde!...

Und ich konnte kaum schreiben! Ich soll es also niemals lernen, soll es niemals weiter bringen?... Wie bedauerte ich jetzt die verlorenen Schulstunden, das Nesterausnehmen im Walde und das Eislaufen auf der Saar! Meine Bücher, die mir eben noch so langweilig vorgekommen waren, so schwer zu tragen, meine Grammatik, meine biblische Geschichte erschienen mir jetzt als alte Freunde, von denen es mir schmerzlich wurde, mich zu trennen. So war mir's auch mit Herrn Hamel. Der Gedanke, dass er bald von uns gehe, dass ich ihn nicht mehr sehen sollte, liess mich alle Strafen, alle Schläge mit dem Lineal vergessen.

Armer Mann!

Zu Ehren dieses letzten Schultages hatte er seine schönen Sonntagskleider angelegt, und jetzt begriff ich auch, warum jene Alten aus dem Dorfe sich eingefunden und sich hinten auf die letzten Bänke gesetzt hatten. Fast schien es, als wollten sie damit ihr Bedauern ausdrücken, dass sie nicht öfter in diese Schule gekommen waren. Es lag darin wohl auch eine Art Dank an unsern Lehrer für seine vierzigjährigen treuen Dienste, eine letzte Ehrenbezeugung an das Vaterland, das mit ihm schied....

So weit war ich mit meinen Gedanken, als ich plötzlich meinen Namen aufrufen hörte. An mir war jetzt die Reihe aufzusagen. Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn ich fähig gewesen wäre, die famose Regel über die Participien von Anfang bis zu Ende laut und klar, ohne den geringsten Fehler vorzutragen; aber ich verwirrte mich schon bei den ersten Worten und schwankte schweren Herzens auf meinem Sitz hin und her; ich wagte es nicht, den Kopf zu erheben. Herr Hamel aber sagte zu mir:

»Ich will Dich nicht schelten, kleiner Franz, Du bist bestraft genug.... Siehst Du nun, was daraus wird, wenn man alle Tage sich vertröstet: Ach, ich habe noch Zeit, ich werde morgen lernen. Jetzt weisst Du, was das heisst.... Ach, das war das grosse Unglück unseres Elsass, dass es immer den Schulunterricht auf morgen verschob. Jetzt sind die Leute im Recht, wenn sie zu uns sagen: »Was! Ihr wollt Franzosen sein und Ihr könnt Eure Sprache weder reden noch schreiben!....« Daran aber, mein armer Franz, bist Du nicht allein Schuld. Wir haben uns Alle unser gutes Theil Vorwürfe zu machen.

»Eure Eltern haben auf Euren Unterricht nicht genug gehalten. Sie haben Euch lieber auf den Acker oder in die Spinnerei geschickt, um ein paar Sous mehr einzunehmen.... Und ich selber, habe ich mir nichts vorzuwerfen? Habe ich Euch nicht oft meinen Garten begiessen lassen, anstatt mit Euch zu arbeiten? Und wenn ich Forellen fischen wollte, habe ich mir ein Gewissen daraus gemacht, Euch frei zu geben?....«

Dann, vom Einen zum Andern übergehend,

kam Herr Hamel auf die französische Sprache, sagte, sie sei die schönste, die klarste, die ausgebildetste Sprache der Welt; wir sollten sie uns bewahren und niemals vergessen, weil ein Volk, das in Sclaverei versinke, so lange es seine Sprache bewahre, gewissermaassen den Schlüssel zu seinem Gefängniss in Händen behalte.... Darauf nahm er seine Grammatik und erklärte uns das Capitel. Ich war erstaunt, wie ich Alles begriff. Alles, was er sagte, schien mir leicht, leicht. Ich glaube auch, dass ich nie so gut aufgepasst, und dass auch er niemals mit so viel Geduld Alles erklärt und auseinandergesetzt hat. Es schien, als ob der arme Mann, bevor er ging, sein ganzes Wissen auf uns hätte übertragen, es uns plötzlich hätte beibringen mögen.

Nach der Grammatik begann das Schreiben. Für diesen Tag hatte Herr Hamel ganz neue Vorlegeblätter, auf denen in schöner Rundschrift zu lesen war: *France*, *Alsace*, *France*, *Alsace*. Es waren gewissermaassen kleine Fähnchen, die auf unsern Schultischen flatterten. Und mit welcher Andacht, mit welcher Stille wir Alle schrieben! Man hörte

nur das Kritzeln der Federn. Einmal flogen Maikäfer in den Saal, aber Niemand achtete darauf, nicht einmal die Kleinsten, die sich beeiferten, ihre schrägen Striche wie eine Herzenssache mit einer Gewissenhaftigkeit auf das Papier zu malen, als wäre es wirkliches Französisch. Die Tauben auf dem Dache der Schule hörte ich girren und es kam mir der Gedanke:

»Wird man sie nicht auch zwingen, auf Deutsch miteinander zu kosen?«

Von Zeit zu Zeit, wenn ich die Augen von meinem Blatte aufschlug, sah ich Herrn Hamel unbeweglich auf seinem Sitze. Seine Augen hingen an den Gegenständen rings umher, als hätte er Alles aus dem kleinen Schulhaus mit einem einzigen Blicke forttragen wollen.... Man denke auch, seit vierzig Jahren war er in derselben Stelle; der Hof immer vor ihm, die Klasse immer unverändert, nur die Bänke, die Tische, waren durch den langen Gebrauch spiegelglatt geworden; die Nussbäume im Hofe waren gewachsen, und der Hopfen, den er selber gepflanzt, umrankte jetzt die Fenster und klomm

bis unter's Dach hinauf. Was für ein Herzeleid musste das für den armen Mann jetzt sein, alle diese Dinge zu verlassen und die Tritte seiner Schwester im oberen Zimmer zu hören, die mit dem Packen der Koffer beschäftigt war! Denn sie sollten am nächsten Morgen fort und für immer das Land verlassen.

Trotz alledem hatte er Kraft genug, die Schule bis an's Ende zu halten. Nach dem Schreiben hatten wir eine Stunde Geschichte; dann sangen die Kleinen alle zusammen ihr *ba, be, bi, bo, bu.* Hinten im Schulzimmer hatte der alte Hauser seine Brille aufgesetzt und die Fibel mit beiden Händen haltend, buchstabirte er mit den Jüngsten. Man sah, dass es ihm heiliger Ernst war, seine Stimme zitterte vor innerer Aufregung und es war so drollig, ihm zuzuhören, dass wir Alle hätten lachen und weinen mögen. O, ich werde noch lange an diesen letzten Schultag denken.

Plötzlich schlägt es zwölf auf dem Kirchthurm und das Angelus wird geläutet. In demselben Augenblick ertönten vor unsern

Fenstern die Trompeten der Preussen, die vom Exerciren zurückkamen... Herr Hamel erhob sich ganz bleich von seinem Sitz. Niemals war er uns so gross vorgekommen.

»Meine Freunde,« sagte er, »meine Kinder, ich... ich...« Aber es schnürte ihm die Kehle zu. Er konnte seinen Satz nicht zu Ende bringen.

Da stand er vor der Tafel, ergriff ein Stück Kreide und kräftig aufdrückend, schrieb er, so dick er nur konnte:

VIVE LA FRANCE!

Aber er rührte sich nicht von der Stelle, sondern den Kopf an die Wand gelehnt, ohne ein Wort zu sagen, bedeutete er uns:

»Die Schule ist zu Ende... Geht jetzt.«

## Die Mütter.

An jenem Morgen war ich auf den Mont Valérien gegangen, um unsern Freund, den Maler B..., Lieutenant in der Mobilgarde der Seine, zu besuchen. Der brave Junge war just auf Wache, er durfte also nicht vom Fleck. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als vor dem Ausfallthor der Festung mit ihm auf- und abzugehen, von Paris, dem Krieg und unsern Lieben im Felde zu plaudern.... Plötzlich unterbricht sich mein Lieutenant, der unter seiner Uniform immerhin der alte Farbenkleckser geblieben, steht wie festgebannt und fasst mich unter dem Arm:

»O, dies prächtige Bild, ein schöner Daumier«, raunte er mir zu, und mit einem Zwinkern seines grauen Auges, das plötzlich wie das Auge eines Jagdhundes aufflammte, wies er auf zwei ehrwürdige Gestalten, die eben auf dem Plateau des Mont Valérien erschienen.

Ein schöner Daumier in der That. Der Mann in langem kastanienbraunem Ueberrock mit moosfarbigem Sammetkragen, mager, klein, rothbäckig, mit platter Stirn, rundlichen Augen, einer Nase, die an einen Eulenschnabel erinnerte, das Gesicht über und über mit Runzeln durchzogen, feierlich, dumm. Um das Bild zu vollenden, ein blumengestickter Beutel, aus dem der Hals einer Flasche hervorguckte, und unter dem andern Arm eine Conservenbüchse, die ewige Blechbüchse, die ein Pariser nicht sehen kann, ohne an den fünf Monate langen Blokus zu denken... Von der Frau erblickte man anfangs nur einen riesenhaften Cabriolethut, und ein altes Umschlagetuch, in das sie von oben bis unten eingehüllt war, um ihr Elend recht augenfällig zu machen; dann drang von Zeit zu Zeit aus den ver-

gilbten Tüllkrausen ihrer Kopfbedeckung eine spitze Nase hervor, ein etwas in's Graue spielendes Haupthaar.

Als sie das Plateau erreicht hatten, hielt der Mann inne, um Athem zu schöpfen und sich die Stirn zu trocknen. Es ist gerade nicht warm hier droben im Novembernebel: aber sie waren so hastig hinaufgegangen....

Die Frau hielt sich nicht auf, sie schritt grade auf das Ausfallthor zu und sah uns einen Augenblick zaudernd an, als wollte sie mit uns reden. Doch, wahrscheinlich von den Tressen des Officiers eingeschüchtert, zog sie es vor, sich an die Schildwache zu wenden und ich hörte, wie sie ängstlich fragte, ob sie wohl ihren Sohn, einen Pariser Mobilgardisten vom sechsten Regiment, drittes Bataillon, sprechen könnte.

»Warten Sie hier,« sagte der Soldat, »ich will ihn rufen lassen.«

Ganz beglückt, und sich das Herz durch einen Seufzer erleichternd, kehrte sie zu ihrem Manne zurück und Beide liessen sich am Rande eines Rasenabhangs nieder.

Sie warteten da recht lange. Der Mont

Valérien ist so gross, hat so vielerlei Höfe, Glacis, Bastionen, Kasernen, Kasematten! Suche Einer einen Mobilen vom sechsten Regiment in den unentwirrbaren Mauern, die zwischen Erde und Himmel in Schlangenwindungen, wie die Insel Laputa mitten unter Wolken, schweben. Und dabei wimmelt es um diese Stunde im Fort von Trompetern, Trommlern, Soldaten, die mit ihren Blechbüchsen aus der Feldküche kommen. Da werden Wachen abgelöst, Leute zu Handdiensten kommandirt, dort ist die Brodvertheilung, ein blutig geschlagener Spion wird von Francs-Tireurs mit Kolbenstössen vorwärts gestossen, Bauern von Nanterre kommen, um ihre Klagen beim General anzubringen, eine Stafette galoppirt herein, der Reiter an allen Gliedern erstarrt, das Pferd schweisstriefend, Maulthiere bringen von den Vorposten Verwundete herbei, die in den Tragkörben geschaukelt werden und wie kranke Lämmer wimmern, Matrosen ziehen unter »hissa, ha« ein neues Geschützrohr hinauf, da treibt ein Hirt in rothen Hosen die Herde des Forts vor sich her, die lange Gerte in

der Hand, den Chassepot über die Schultern gehängt. Das rennt und ruft und kreuzt sich in den Höfen und schiebt und stösst sich unter dem Thor, wie am niedern Eingang, dem Nadelohr, einer Karavanserei des Orients.

»Wenn sie nur meinen Jungen nicht vergessen!« sagten während dessen die Augen der armen Mutter. Und alle fünf Minuten erhob sie sich, näherte sich schüchtern dem Thor, warf einen heimlichen Blick in den ersten Hof und drückte sich dabei an die Mauer. Sie wollte nicht weiter fragen, denn sie fürchtete, man möchte über ihren Sohn lachen. Ihr Mann, noch schüchterner als sie, regte sich nicht vom Platze, und jedes Mal, wenn sie sich wieder schweren Herzens neben ihn setzte, und so gar muthlos drein schaute, bemerkte man, dass er sie wegen ihrer Ungeduld schalt, ihr lange Erklärungen über die Pflichten des Dienstes gab und das Alles mit den Mienen eines Dummkopfs, der sich den Anschein geben will, als verstünde er etwas von der Sache.

Diese kleinen, stillen, vertraulichen Scenen, die man mehr erräth als sieht, diese Panto-

mimen der Gasse, die Einen so plötzlich festhalten und mit einer einzigen Geberde einen ganzen Lebensinhalt offenbaren, hatten zu jeder Zeit meine Aufmerksamkeit gefesselt. Was mich hier jedoch am meisten in Anspruch nahm, das war das linkische Wesen, die Kindlichkeit der Personen, und mit innerstem Vergnügen verfolgte ich in ihrer ausdrucksvollen und seelenklaren Mimik alle Erschütterungen eines herrlichen Familiendramas...

Ich sah die Mutter, wie sie eines Morgens sagte:

»Er wird mir nachgerade unleidlich, der Herr Trochu, mit seinen Verboten... Nun sind es drei Monate her, dass ich meinen Jungen nicht gesehen, ich will jetzt zu ihm.«

Der Vater, schüchtern, fremd in allen öffentlichen Dingen, tief erschrocken, dass er etwa Schritte thun müsste, um sich einen Erlaubnissschein zu verschaffen, versucht es Anfangs, ihr den Gedanken auszureden:

»Aber wie magst Du daran denken, meine Liebe. Der Mont Valérien ist so weit weg... Wie willst Du ohne Wagen nur hinkommen?

Und dann, es ist eine Citadelle, Frauen werden nicht eingelassen.«

— »Ich werde eingelassen«, sagte die Mutter, und da er Alles thut, was sie will, so macht sich der Mann auf den Weg, geht zum Sektionsvorsteher, auf die Mairie, zum Generalstab, zum Kommissär, den Angstschweiss auf der Stirn, vor Frost klappernd, überall anstossend, stets an der falschen Thür anklopfend, zwei Stunden vor einem einzigen Büreau wartend, bis die Reihe an ihn kommt, und dann war es doch nicht das rechte Büreau. Endlich, am Abend, kommt er mit dem Passirschein des Gouverneurs wieder heim... Am andern Morgen ist man früh aufgestanden, in der Kälte, beim Lampenlicht. Der Vater knuppert an einer Brodkruste, die Mutter aber ist nicht hungrig. Sie will lieber draussen mit ihrem Sohn frühstücken. Und um dem armen Mobilgardisten etwas Gutes mitzubringen, werden hastig in die gestickte Tasche alle möglichen Belagerungsvorräthe gesteckt, Chocolade, Eingemachtes, Flaschenwein und auch die berühmte Blechbüchse, eine Büchse für acht Franken, die sorgfältigst für die Tage

der äussersten Noth war aufgehoben worden. Und nun machen sie sich auf den Weg. Als sie vor die Wälle kamen, wurden eben die Thore geöffnet. Hier musste man den Schein vorweisen. Die arme Mutter zitterte vor Angst... doch nein, es ist Alles in Ordnung...

»Lasst sie durch!« sagte der dienstthuende Adjutant.

Jetzt erst athmet sie wieder auf.

»Er war recht höflich, der Officier.«

Und nun trabt sie munter vorwärts wie ein junges Huhn. Der Mann hat unsägliche Mühe, Schritt mit ihr zu halten.

»Aber was Du rennst, mein Herz!«

Sie aber hört nicht auf ihn. Durch den grauen Novembermorgen winkt ihr der Mont Valérien:

»Komm... schnell... er ist hier.«

Und jetzt, da sie da sind, beginnt ein neues Aengsten. Wenn man ihn nicht fände! Wenn er etwa nicht käme!

Plötzlich sah ich sie erzittern, dem Alten auf den Arm klopfen und mit einem Satz sich erheben... Von Weitem, unter

dem Thorgewölbe, hatte sie seinen Schritt erkannt.

Er war es!

Sein Erscheinen verbreitete etwas wie hellen Sonnenschein über die Façade des Forts.

Wahrlich, ein grosser, schöner Junge, gut gebaut, den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr in der Faust... Mit offnem Gesicht, mit fröhlicher, männlicher Stimme rief er ihr zu:

»Guten Tag, Mama!«

Und im selben Augenblick waren Tornister, Mantel, Chassepot, war Alles unter dem ungeheuren Cabriolethut verschwunden. Dann bekam der Vater seinen Theil, aber es war schneller abgethan. Das Cabriolet wollte Alles für sich allein, es war unersättlich...

»Wie geht es Dir?... Bist Du warm angezogen?... Wie steht es mit Deiner Wäsche?«

Und unter der Tüllkrause hervor merkte ich einen herzinnigen Blick der Mutterliebe, der ihn vom Kopf bis zu den Füssen mit einer Fluth von Küssen, Thränen und einem kurzen, krampfhaften Kichern verschlang.

O, sie zahlte ihm die drei Monate verhaltener mütterlicher Zärtlichkeit auf einmal aus. Der Vater war auch sehr gerührt, aber er wollte es nicht zeigen. Er sah, dass wir ihn beobachteten, und zwinkerte uns zu, als wollte er sagen:

»Ihr entschuldigt sie... eine Frau.«

Ob ich sie entschuldigte!

Die schöne Freude wurde leider durch ein plötzliches Hornsignal gestört.

»Man bläst zum Sammeln,« sagte der junge Mann; »ich muss gehen.«

— Wie! Du frühstückst nicht mit uns?

— Ach nein! ich darf nicht... Ich bin ganz oben auf dem Fort vierundzwanzig Stunden auf Wache.

— »O!« seufzte die arme Frau. Mehr konnte sie nicht hervorbringen.

Sie betrachteten sich alle drei noch einen Augenblick voll tiefster Bestürzung. Dann ergriff der Vater das Wort:

»Nimm wenigstens die Büchse mit«, sagte er mit gebrochener Stimme. Es lag darin etwas Rührendes und wegen des der eigenen Begehrlichkeit abgerungenen Opfers zugleich

etwas höchst Komisches. Nun wird aber in der Verwirrung und Gemüthsbewegung des Abschieds die verdammte Büchse nicht gefunden. Es war ein Jammer, die fieberhaft zitternden Hände suchen und suchen zu sehen, die schluchzenden Stimmen zu vernehmen: »Die Büchse, wo ist die Büchse?« die kleine Noth mitten im grössten Schmerz noch durchklingen zu hören... Als die Büchse endlich gefunden war, gab es noch eine letzte, lange Umarmung und der Sohn rannte in's Fort zurück.

Man denke sich, dass sie zu dem beabsichtigten Frühstück den langen, weiten Weg gemacht, dass sie sich ein Fest versprochen, dass die Mutter die ganze Nacht darob nicht geschlafen hatte, und man sage uns, ob es wohl etwas Schmerzlicheres giebt als jene verfehlte Partie, ein flüchtiger Blick durch's offene Paradiesesthor, das plötzlich so roh geschlossen wurde.

Sie warteten noch einige Zeit regungslos an derselben Stelle, die Augen auf das Gewölbe gerichtet, hinter dem ihr Kind verschwunden war. Endlich schüttelte der Mann

sich, macht eine halbe Wendung, hustete drei oder viermal recht wacker und als er glauben durfte, dass ihm die Stimme nicht versagen würde, wandte er sich mit einem heroischen Lächeln zu seiner Begleiterin:

»Gehen wir, Mütterchen, gehen wir!«... Darauf grüsste er uns sehr höflich und gab seiner Frau den Arm... Ich folgte ihnen mit den Augen bis zur Biegung des Weges. Der Vater war wie rasend, er fuchtelte wie verzweifelt mit der gestickten Tasche in der Luft umher... Die Mutter, sie schien ruhiger zu sein. Sie ging gesenkten Hauptes, die Arme schlaff herabhängend ihm zur Seite. Von Zeit zu Zeit aber war es mir, als ob ihre schmalen Schultern unter dem Umschlagetuch krampfhaft erzitterten.

## Die Belagerung von Berlin.

Wir gingen mit Doctor V... die Avenue der Champs-Elisées hinauf und studirten an den von Granaten durchlöcherten Mauern und zerwühlten Asphaltwegen die Geschichte des belagerten Paris, als der Doctor kurz vor dem runden Platz de l'Etoile stehen blieb und auf eines jener grossen Eckhäuser hinwies, die sich rechts und links vom Triumphbogen so pomphaft erheben.

»Sehen Sie jene vier geschlossenen Fenster da oben auf dem Balcon?« fragte er mich. — In den ersten Tagen des Monats August, jenes schrecklichen Monats August vorigen Jahres,. der uns so viel Noth und Unheil

brachte, wurde ich dorthin wegen eines Schlaganfalls zu Oberst Jouve gerufen, einem Kürassier aus dem ersten Kaiserreich, einem alten Brausekopf, der voller Ruhm und Patriotismus steckte und bei Beginn des Krieges in den Champs-Elisées eine Wohnung mit Balcon bezogen hatte... Errathen Sie weshalb? Um hier dem Siegeseinzug unserer Truppen beizuwohnen. Armer Alter! Er erfuhr den Fall von Weissenburg, als er eben von Tische aufstand. Beim Lesen des Namens Napoleon unter der Meldung einer Niederlage war er vom Schlage getroffen wordén.

Ich fand den ehemaligen Kürassier der Länge nach auf dem Teppich seines Speisezimmers ausgestreckt; sein Gesicht war blutunterlaufen und regungslos, als hätte man ihm mit einer Keule auf den Kopf geschlagen. Stehend mochte er schon gross sein, liegend sah er wie ein Riese aus. Schöne Züge, prächtige Zähne, volles, weisses, lockiges Haar. Er war achtzig Jahre alt, man hätte ihm kaum sechszig gegeben... Neben ihm kniete seine Enkelin, in Thränen aufgelöst. Sie war ihm ähnlich. Wenn man sie so

Beide nebeneinander anschaute, dachte man unwillkürlich an zwei schöne griechische Medaillen mit demselben Kopf; die eine uralt, verwischt, am Rande etwas abgestossen, die andere schimmernd und rein, in der vollen Frische und mit dem Sammetglanz der neuen Prägung.

Ich war tief ergriffen beim Schmerz dieses Kindes. Sie war die Tochter eines Soldaten und Enkelin eines solchen. Ihr Vater stand im Stabe Mac-Mahon's und der Anblick des vor ihr dahingestreckten grossen Greises rief in ihrem Geiste ein nicht minder schreckliches Bild hervor. Ich beruhigte sie nach Kräften, im Grunde aber hatte ich wenig Hoffnung. Es lag eine regelrechte einseitige Lähmung vor und im Alter von achtzig Jahren hat dies etwas zu bedeuten. Drei Tage lang blieb der Kranke regungslos und der Sinne beraubt... Inzwischen kam die Nachricht von der Schlacht bei Reichshofen, Sie erinnern sich in welch' sonderbarer Weise, nach Paris. Bis zum Abend glaubten wir Alle an einen grossen Sieg... zwanzigtausend Preussen todt, der Kronprinz gefangen... Ich weiss nicht,

durch welches Mirakel, durch welchen magnetischen Strom ein Echo jenes nationalen Jubels bis zu unserem armen Taubstummen, bis in die Nacht seiner Besinnungslosigkeit drang; Thatsache ist es, dass ich an jenem Abend, als ich an sein Bett trat, nicht mehr denselben Menschen wiederfand. Das Auge war beinahe hell, die Zunge minder schwer. Er besass die Kraft, mir zuzulächeln und stammelte zweimal:

Si...i...ieg!

— Ja, Oberst, ein grosser Sieg!...

Und während ich ihm einige Einzelnheiten über den schönen Erfolg Mac-Mahon's mittheilte, sah ich, wie seine Züge nach und nach sich belebten, sein ganzes Gesicht sich erhellte...

Als ich ging, erwartete mich seine Enkelin bleich und schluchzend an der Thür.

»Er ist ja gerettet!« sagte ich und ergriff theilnehmend ihre Hände.

Das unglückliche Kind hatte kaum den Muth, mir zu antworten. Soeben war die wirkliche Schlacht bei Reichshofen durch öffentlichen Anschlag bekannt geworden,

Mac-Mahon auf der Flucht, die ganze Armee vernichtet... Wir betrachteten uns voll tiefster Bestürzung. Sie jammerte bei dem Gedanken an ihren Vater; ich zitterte auch bei dem Gedanken an den Alten. Es war gewiss, dass er gegen eine neue Erschütterung nicht Widerstandskraft genug besass... Was sollten wir thun?... Ihn seiner Freude, ihn der Illusion überlassen, die ihn wieder in's Leben gerufen?... Dann mussten wir lügen...

»Nun, so werde ich lügen,« sagte das Mädchen und trocknete sich die Augen.

Freudestrahlend trat sie in das Zimmer ihres Grossvaters.

Sie hatte eine schwere Aufgabe übernommen. Die ersten Tage ging Alles noch leicht. Der gute Alte war noch etwas schwachsinnig und liess sich täuschen wie ein Kind. Mit zunehmender Gesundheit wurden seine Gedanken jedoch klarer. Man musste ihn über die Bewegungen der Armee unterrichten, Kriegsbülletins für ihn erfinden. Es war ein wahrer Jammer, das hübsche Kind Tag und Nacht über eine Karte von Deutschland gebückt zu sehen; sie steckte da und dort

kleine Fähnchen auf und bemühte sich, einen ganzen, ruhmvollen Feldzug auszusinnen: Bazaine auf dem Marsch gegen Berlin, Frossard in Bayern, Mac-Mahon an der Ostsee. Sie fragte mich natürlich dabei um Rath und ich half ihr, so gut ich konnte. Von grösstem Nutzen bei dieser eingebildeten Invasion war uns aber der Grossvater selber. Er hatte Deutschland unter dem ersten Napoleon so oft erobert. Er wusste Alles im Voraus anzugeben: »Jetzt werden sie dorthin gehen... jetzt wird das geschehen...« und alle seine Vorhersagungen wurden stets zur Wirklichkeit. Zuletzt war er ganz stolz darauf.

Leider aber mochten wir noch so viele Städte einnehmen, noch so viele Schlachten gewinnen, wir gingen ihm niemals rasch genug. Der Alte war geradezu unersättlich!... Jeden Tag, wenn ich zu ihm kam, erfuhr ich Etwas von einer neuen Waffenthat:

»Doctor, wir haben Mainz eingenommen,« rief mir das Mädchen mit einem bittern Lächeln entgegen, und innen hörte ich eine fröhliche Stimme:

»Es rückt! es rückt!... In acht Tagen sind wir in Berlin.«

Zu jener Zeit waren die Preussen nur noch acht Tagemärsche von Paris entfernt... Zuerst fragten wir uns, ob es nicht besser wäre, ihn in die Provinz zu schaffen; doch einmal ausserhalb Paris hätte er Alles durch den Anblick des Landes erfahren und er schien mir noch zu schwach, von seiner grossen Erschütterung zu sehr angegriffen, als dass man ihm die Wahrheit hätte mittheilen dürfen. Es wurde also beschlossen, zu bleiben.

Am ersten Tage der Einschliessung ging ich sehr aufgeregt, ich erinnere mich dessen wohl, zu ihnen hinauf. Mein Herz, wie unser aller Herz, war beklommen bei dem Gedanken, dass die Thore von Paris nun geschlossen seien, dass man vor den Mauern der Stadt sich schlage, dass unsere Wälle zugleich unsere Grenze waren. Ich traf den Alten stolz und voller Jubel auf seinem Bette sitzen:

»Ha, ha,« sagte er; »die Belagerung hat also begonnen!«

Ich blickte ihm bestürzt in's Auge:

»Wie, Oberst, Sie wissen?...«

Seine Enkelin wandte sich mir zu:

»Ja freilich, Herr Doctor... das ist ja die wichtige Neuigkeit... die Belagerung von Berlin hat begonnen.«

Sie sagte das beim Nähen, so ruhig, so harmlos... Wie hätte er den geringsten Verdacht schöpfen können? Die Kanonen von den Forts konnte er nicht hören. Das unglückliche, düstere, unheimlich aufgeregte Paris konnte er nicht sehen. Was er von seinem Bett aus bemerkte, war eine Ecke des Arc de Triomphe und um sich herum in seinem Zimmer allerlei Trödel aus dem ersten Kaiserreich, der nur dazu diente, seine Illusionen aufrecht zu halten. Porträts von Marschällen, Schlachtenbilder, der König von Rom im Kinderröckchen; dazu grosse mit Siegeszeichen verzierte Consolen, voll kaiserlicher Reliquien, Medaillen, Bronzen, ein Felsen von St. Helena unter einer Glaskuppel, Miniaturbilder, welche Damen in gelbem Ballkleid mit Pumpärmeln, Lockenköpfchen mit hellen Augen darstellten — und dies Alles, die Consolen, der König von Rom, die Marschälle,

die gelben Damen mit hoher Taille, breitem Gürtel, die bis an den Hals steif eingepackten Grazien des Jahres 1806, armer Oberst! diese Sieges- und Eroberungsatmosphäre war weit, weit mehr als Alles was wir ihm vorschwatzen konnten, die Ursache, dass er so kindlich an die Belagerung von Berlin glaubte.

Von jenem Tage an waren unsere militärischen Operationen sehr vereinfacht. Berlin einzunehmen, war nur eine Sache der Geduld. Von Zeit zu Zeit, wenn der Alte sich zu sehr langweilte, las man ihm einen Brief von seinem Sohne vor, einen erdichteten Brief natürlich, da nichts mehr nach Paris gelangte und seit der Schlacht bei Sedan der Adjutant des Marschalls Mac-Mahon in eine deutsche Festung gesandt worden war. Man denke sich den Jammer des armen Mädchens, das ohne Nachricht von seinem Vater war, ihn gefangen, in Noth, wohl auch krank sich dachte und sich genöthigt sah, ihn in heiteren, freilich etwas kurzen Briefen reden zu lassen, wie sie ein Soldat eben im Felde schreibt, der im eroberten Lande stets vorwärts marschirt. Bisweilen fehlte es ihr doch an der

Kraft dazu; dann blieb man wochenlang ohne Nachricht. Der Alte aber wurde unruhig, er schlief nicht mehr. Da kam schnell ein Brief aus Deutschland, den sie ihm mit zurückgehaltenen Thränen, ja fröhlichen Angesichts vorlas. Der Oberst hörte andächtig zu, lächelte verständnissvoll, billigte, kritisirte, erklärte uns die etwas dunklen Stellen. Wahrhaft schön aber war er in den Antworten, die er an seinen Sohn sandte: »Vergiss es nie,« sagte er, »dass Du ein Franzose bist... Sei milde gegen die armen Leute. Mache ihnen die Invasion nicht zu hart...« Und dann kamen endlose, bestgemeinte Rathschläge mit Bezug auf die Achtung fremden Eigenthums, die Höflichkeit gegenüber den Damen, ein wahrer militärischer Ehrencodex zum Gebrauche für Eroberer. Er mischte auch einige allgemeine Betrachtungen über die Politik, über die den Besiegten aufzuerlegenden Friedensbedingungen hinein. In diesem Puncte, das muss ich sagen, war er durchaus nicht anspruchsvoll:

— »Die Kriegsentschädigung und nichts weiter... Wozu soll man ihnen Provinzen

entreissen?... Kann man aus Deutschen Franzosen machen?...«

Mit fester Stimme dictirte er dies und es lag eine solche Redlichkeit, ein so treuherziger Patriotismus in seinen Worten, dass es unmöglich war, bei seinen Worten die Rührung zu bezwingen.

Während dessen rückte die Belagerung stetig vorwärts, ach, nicht die von Berlin!... Es war die Zeit der strengen Kälte, des Bombardements, der Epidemien, des Hungers. Doch Dank unserer Fürsorge, unseren Bemühungen, der unerschöpflichen Zärtlichkeit, die sich für ihn vervielfältigte, wurde das heitere Gemüth des Greises nicht einen Augenblick getrübt. Bis an's Ende konnte ich mir weisses Brod, frisches Fleisch für ihn verschaffen. Natürlich, dass es nur für ihn allein welches gab, und Sie können sich nichts Rührenderes denken als eine Morgenmahlzeit des unbewusst so selbstsüchtigen Grossvaters: — Der Alte frisch und heiter in seinem Bett aufgerichtet, eine Serviette unter dem Kinn, seine in Folge der Entbehrungen etwas blass gewordene Enkelin stand neben ihm, leitete

seine Hände, reichte ihm zu trinken, half ihm all' jene schönen verbotenen Dinge essen. Der alte Kürassier, von der Mahlzeit angeregt, voller Behagen in seinem warmen Zimmer, während draussen ein eisiger Wind wehte und der Schnee vor den Scheiben wirbelte, wurde dann wieder lebendig; er erzählte von seinen Feldzügen im Norden und schilderte wohl zum hundertsten Mal den fürchterlichen Rückzug aus Russland, wo es nur noch gefrorenes Biscuit und Pferdefleisch zu essen gab.

— »Begreifst Du das, Kleine? Wir assen Pferdefleisch!«

O sie begriff es nur zu wohl. Seit zwei Monaten ass sie nichts Anderes... Von Tag zu Tage indessen, je mehr seine Genesung Fortschritte machte, um so schwieriger wurde unsere Aufgabe dem Kranken gegenüber. Die Erstarrung seiner Glieder, die Betäubung seiner Sinne, die uns bisher Alles so leicht gemacht, begann zu schwinden. Schon war er zwei- oder dreimal bei dem furchtbaren Geschützdonner vor der Porte Maillot in die Höhe gefahren; wie ein Jagdhund hatte er

das Ohr gespitzt. Man sah sich genöthigt, einen letzten Sieg Bazaine's in der Nähe von Berlin zu erfinden, der durch Kanonensalven vor dem Invalidenhotel gefeiert werde. An einem andern Tage, da man sein Bett an's Fenster gerückt, es war, glaube ich, der Donnerstag von Buzenval, sah er grosse Massen Nationalgarden, die in der Avenue de la grande Armée zusammentraten.

»Was haben diese Truppen zu bedeuten?« fragte der gute Alte und dabei murmelte er zwischen den Zähnen:

»Schlechte Haltung! schlechte Haltung!«

Es hatte weiter keine Folgen, aber wir begriffen, dass wir von nun an ausserordentlich vorsichtig sein mussten. Leider waren wir es nicht genug.

Eines Abends, als ich in's Vorzimmer trat, kam mir das Kind in grosser Aufregung entgegen:

— »Morgen ist der Einzug,« sagte sie.

War das Zimmer des Grossvaters offen gewesen? Thatsache ist, jetzt da ich daran denke, fällt es mir ein, dass er an jenem Abend ungewöhnlich aussah. Wahrscheinlich

hatte er uns gehört. Nur dass wir von den Preussen sprachen, und er, er dachte an die Franzosen, an den Siegeseinzug, den er so lange schon erwartete: Mac-Mahon unter rauschender Musik reitet die blumengeschmückte Avenue herunter, sein Sohn zur Seite des Marschalls, und er, der Alte, auf seinem Balcon, in voller Uniform wie bei Lützen, grüsst die durchlöcherten Fahnen und die pulvergeschwärzten Adler.

Armer Papa Jouve! Er hatte sich ohne Zweifel eingebildet, dass man ihn abhalten wollte, Zeuge des Einmarsches unserer Truppen zu sein, um ihn vor einer zu grossen Aufregung zu bewahren. Deshalb hütete er sich auch, ein Wort darüber fallen zu lassen; am folgenden Morgen aber, genau zu der Stunde, wo die preussischen Bataillone die lange Strasse betraten, die von der Porte Maillot bis zu den Tuilerien führt, wurde da oben das Fenster leise geöffnet und der Oberst erschien mit seinem Helm, seinem langen Säbel, in der alten, längst abgelegten ruhmreichen Uniform eines ehemaligen Milhaud'schen Kürassiers auf dem Balcon. Ich

erstaune noch über die ungeheure Willens- und Lebenskraft, die er bethätigte, alles dies durchzusetzen. Sicher ist, dass er hinter jenem Geländer aufrecht dastand, sich verwundernd, die Avenue so breit, so stumm, alle Fensterladen verschlossen zu sehen und Paris so düster wie ein grosses Lazareth; überall Fahnen, aber so sonderbare Fahnen ausgehängt, weiss mit rothem Kreuz, und Niemand, um unsern Soldaten entgegenzugehen.

Einen Augenblick mochte er glauben, dass er sich getäuscht.

Aber nein! von dort unten her, hinter dem Arc de Triomphe, ertönte es wie ein wirres Brausen, eine schwarze Linie rückte immer sichtbarer näher... dann, nach und nach, blitzte es von Helmspitzen, die kleinen preussischen Trommeln rasselten und unter dem Arc de l'Etoile erklang zu dem schweren Tritt der Bataillone und dem Hufschlag der Rosse ein heller, preussischer Siegesmarsch.

Da drang durch die dumpfe Stille des Platzes ein Schrei, ein furchtbarer Schrei: »Zu den Waffen!... zu den Waffen!... die

Preussen!« Und die vier Uhlanen des Vortrabs konnten deutlich sehen, wie da oben auf dem Balcon ein grosser Greis wankte, die Arme ausstreckte und plötzlich hinstürzte. Dieses Mal war der Oberst Jouve wirklich todt.

## Der schlechte Zuave.

Der Grobschmied Lory in Markirch war an jenem Abend gar nicht zufrieden.

Gewöhnlich, sobald das Feuer in der Schmiede erloschen und die Sonne untergegangen war, setzte er sich auf die Bank vor der Thür, um sich seiner gesunden Müdigkeit nach harter Arbeit und drückender Tagesschwüle so recht bewusst zu werden, und bevor er die Lehrlinge heimschickte, trank er in der Regel noch einige lange Züge kühlenden Bieres mit ihnen und betrachtete die Menschenknäuel, die aus den Fabriken sich wälzten. An jenem Abend aber blieb der wackere Lory in der

Schmiede, bis er zum Essen gerufen wurde, und auch dann folgte er nur widerwillig. Die Frau dachte beim Anblick ihres Mannes:

»Was geht mit ihm vor?... Hat er vom Regiment vielleicht schlimme Nachrichten bekommen, die er mir nicht sagen mag?... Ist mein Aeltester vielleicht krank?...«

Aber sie wagte es nicht, eine Frage an ihn zu richten und bemühte sich nur, die drei goldhaarigen Buben, die am Tischtuch zerrten, lachten und einen herrlichen Rettigsalat mit süsser Sahne verschmausten, zum Schweigen zu bringen.

Endlich stiess der Schmied seinen Teller zornig bei Seite.

»O die Schufte! o die Hallunken!...«

— »Wer denn, Lory, wer?«

Er platzte los:

»Wer?« rief er. »Fünf oder sechs Strolche, die sich seit heute Morgen in französischer Soldatenuniform in der Stadt herumtreiben... Arm in Arm mit den Bayern... Das sind wieder solche, die... wie nennen sie es?... die optirt haben... für die preussische Nationalität... Und alle Tage solche falsche Elsässer zu-

rückkommen zu sehen!... Was hat man den Kerlen nur eingegeben?«

Die Mutter versuchte es, sie zu vertheidigen:

»Was willst Du, mein armer Alter; es ist ja doch nicht ganz die Schuld der Jungen... Das Algier in Afrika ist so weit... Da packt sie das Heimweh, und die Versuchung zurückzukehren, nicht mehr Soldat zu sein, ist gar gross.«

Lory schlug mit der Faust heftig auf den Tisch.

»Schweig, Mutter!... ihr Weiber versteht davon nichts! Weil ihr immer bei euren Kindern steckt, werdet ihr zuletzt selber kindisch... Ich, ich sage Dir, jene Kerle sind Schufte, Abtrünnige, Lumpenhunde, und wenn, Gott verhüte es, unser Christian einer solchen Niederträchtigkeit fähig wäre, so wahr ich Georges Lory heisse und sieben Jahre bei den Chasseurs de France gedient habe, ich stiesse ihm meinen Säbel durch den Leib.«

Und mit furchtbarem Blick, halb von seinem Stuhle sich aufrichtend, wies der Schmied auf seinen langen graden Säbel, der an der

Wand über dem Porträt seines Sohnes hing, das in Afrika gemachte Porträt eines Zuaven; doch der Anblick des ehrlichen, sonnverbrannten, braunen Elsässergesichts, mit den lebhaften Farben, die im Sonnenlichte wie ineinanderflossen, beruhigte ihn plötzlich und er lachte dazu:

»Warum ich mich auch unnütz erhitze!... Als ob es unserem Christian einfallen könnte, preussisch zu werden; ihm, der so viele Preussen während des Krieges in's Gras hat beissen lassen!...«

Der Gedanke besserte wieder seine Laune, er endete fröhlich sein Essen und lenkte dann seine Schritte nach der *Ville de Strasbourg*, um eine Anzahl Schoppen zu leeren.

Jetzt ist die alte Lory allein. Sie hat ihre drei kleinen Goldhaarigen zu Bette gebracht, die man, wie ein Nest, das im Einschlafen ist, aus dem Nebenzimmer noch zwitschern hört; sie nimmt nun ihre Flickarbeit vor und setzt sich vor's Haus nach der Gartenseite zu. Von Zeit zu Zeit seufzt sie auf und denkt still bei sich:

»Ja, ich gebe es zu. Es sind Jammer-

menschen, Abtrünnige... aber, aber... ihren Müttern ist es doch wohl, sie wieder daheim zu haben.«

Sie erinnerte sich der Zeit, wo ihr Sohn, bevor er zur Armee fortgegangen, zu derselben Tagesstunde dort hinten den kleinen Garten besorgte. Sie schaute auf den Brunnen, wo er das Wasser für die Giesskanne geschöpft; da war es, er trug eine Blouse, die Haare waren noch lang, die schönen Haare, die man ihm abgeschnitten, als er unter die Zuaven ging...

Plötzlich durchschauert es sie. Die kleine Hinterthür, die in's Feld führt, wird aufgemacht. Die Hunde haben nicht gebellt, und doch schleicht sich der Eintretende wie ein Dieb die Mauer entlang, zwischen den Bienenkörben hin...

— »Guten Tag, Mutter!«

Ihr Christian steht vor ihr, er ist ganz verzottelt in seiner Uniform; er steht da, beschämt, verwirrt, er vermag nicht zu reden. Der Unglückselige ist mit den Andern heimgekommen und seit einer Stunde schon streicht er um's Haus herum und wartet, um ein-

zutreten, bis der Vater weggegangen. Sie möchte ihn schelten, aber der Muth gebricht ihr dazu. Sie hat ihn so lange, lange nicht gesehen! Und er giebt ihr so gute Gründe an... die Sehnsucht nach der Heimath, nach der Schmiede; es sei so hart, immer fern von den Seinen zu leben, die Disciplin sei dazu noch strenger geworden und die Kameraden hiessen ihn immer »*Prussien*« wegen seiner elsässischen Aussprache. Alles was er sagt, glaubt sie von Herzen. Sie braucht ihn nur anzuschauen, um es zu glauben. Während sie so plaudern, sind sie in die niedere Stube getreten. Die Kleinen sind aufgewacht und laufen barfuss und im Hemdchen herbei, um den grossen Bruder zu begrüssen. Man will ihm zu essen geben, aber er hat keinen Hunger. Nur Durst hat er, fortwährend Durst, und er trinkt einen Krug Wasser nach dem andern auf all' das Bier und den weissen Wein, den er seit dem frühen Morgen im Wirthshaus genossen.

Doch man hört Jemand im Hofe. Der Schmied kommt heim.

— »Christian, das ist der Vater. Schnell,

verbirg Dich; ich muss ihn zuvor sprechen. ihm auseinandersetzen...« und sie schiebt ihn hinter den grossen Kachelofen, dann setzt sie sich wieder hin und näht fort mit zitternden Händen. Unglücklicherweise ist die Scheschia des Zuaven auf dem Tische liegen geblieben und sie ist das erste Ding, das Lory beim Hereintreten in die Augen fällt. Dazu das Erbleichen der Mutter, ihre Verlegenheit... Es ist ihm sogleich Alles klar.

— »Christian ist hier!« schreit er mit entsetzlicher Stimme, und seinen Säbel mit wahnsinniger Geberde von der Wand holend, stürzt er dem Ofen zu, hinter den sich der Zuave gekauert. Dieser ist jetzt ernüchtert; erdfahl vor Schrecken, stützt er sich an die Wand, um nicht umzusinken.

Die Mutter wirft sich zwischen sie Beide:

»Lory, Lory, tödte ihn nicht!... Ich selber, ich habe ihm geschrieben, er sollte heimkommen, Du brauchtest ihn in der Schmiede...«

Sie klammert sich an seinen Arm, zerrt an ihm, schluchzt. Die Kinder in der finstern Kammer schreien laut auf vor Angst; sie erkennen die zornigen und vor Thränen

erstickten Stimmen der Eltern nicht. Da hält der Schmied plötzlich inne:

»Du also hast ihn heimgerufen?« sagt er.

— »Nun, dann ist es gut. Er soll zu Bett gehen. Ich werde morgen sehen, was zu thun ist.«

Nach einem schweren Schlaf voll ängstigender, entsetzlicher Träume erwacht Christian am folgenden Morgen in der Kammer, die er als Knabe bewohnt hatte. Durch die kleinen, bleieingefassten Scheiben, die von blühendem Hopfen umrahmt sind, blickt das Licht der warmen, schon hochstehenden Sonne. Drunten pochen die Hämmer auf den Amboss... Die Mutter steht an der Kopfseite seines Bettes, sie hat die ganze Nacht hier zugebracht, so hatte die Wuth ihres Mannes sie geängstigt. Der Alte ist auch nicht zu Bett gegangen. Bis zum Morgen ist er in der Stube auf- und abgepoltert, schluchzend, seufzend, die Schränke öffnend und wieder verschliesend, und jetzt tritt er mit furchtbarem Ernst in die Kammer seines Sohnes. Er ist wie zu einer Reise angekleidet, mit hohen Gamaschen an den Füssen, einem breiten Hut auf dem

Kopfe und einem festen Stock mit langer, eiserner Zwinge in der Hand. Er geht gerade auf das Bett zu: »Vorwärts jetzt... steh' auf!«

Der Sohn will nach seinen Uniformstücken langen.

»Nicht das...« sagte der Vater streng.

Und die Mutter wagt schüchtern die Worte: »Aber, lieber Mann, er hat keine anderen Kleider.«

— »Gieb' ihm die meinigen... Ich brauche keine mehr.«

Während der Sohn sich ankleidet, rollt Lory sorgsam die Uniform, die kurze Jacke, die weiten, rothen Hosen zusammen und nachdem er Alles gepackt, nimmt er die blecherne Büchse um den Hals, in der die Marschroute aufbewahrt wird...

»Jetzt hinunter,« sagte er kurz und alle drei steigen ohne ein Wort zu sprechen in die Schmiede hinab... Der Blasebalg schnarcht, Alles ist bei der Arbeit.

Als er die grosse, offene Werkstatt wiedersah, an die er in der Ferne so oft gedacht, da erinnerte sich der Zuave an seine Kind-

heit und wie er da lange zwischen dem Sonnenbrand der Strasse und den sprühenden Funken der schwarzen Esse gespielt. Eine plötzliche Rührung bemächtigte sich seiner; er möchte so gern die Verzeihung seines Vaters gewinnen; doch wenn er die Augen zu ihm aufschlägt, fällt wieder ein unerbittlich strenger Blick auf ihn.

Endlich entschliesst sich der Schmied zu reden:

»Junge,« sagte er, »dort steht der Amboss, da liegt das Werkzeug... Alles das gehört Dir... und Alles das dazu!« und er weist auf den kleinen Garten, der da hinten durch die schwarze, räucherige Thür von Bienen umsummt und sonnenbeschienen hereinblickt... »die Bienenkörbe, der Weinberg, das Haus, Alles ist Dein... Da Du Deine Ehre um dieser Dinge willen geopfert, so sollst Du sie auch haben... Du bist also der Herr hier... Ich aber gehe fort... Du schuldest Frankreich fünf Jahre, ich will sie für Dich zahlen.«

— »Lory, Lory, wohin willst Du?« rief die arme Alte.

— »Vater!« flehte der Sohn... doch der Schmied ist schon fort, er zieht raschen Schrittes weiter, ohne sich umzuschauen...

In Sidi-bel-Abbes steht seit einigen Tagen beim Dépôt des dritten Zuaven-Regiments ein Freiwilliger von fünfundfünfzig Jahren.

## Die Vertheidigung von Tarascon.

Gott sei gelobt! Endlich Nachrichten aus Tarascon. Seit fünf Monaten wurde ich die Unruhe, die Sorge nicht los!... Ich kannte die Exaltation der guten Stadt, den kriegerischen Muth ihrer Einwohner und ich sagte mir im Stillen: »Wer weiss, was Tarascon gethan? Hat es sich in Masse auf die Barbaren gestürzt? Hat es sich wie Strassburg bombardiren, wie Paris aushungern, wie Châteaudun bei lebendigem Leibe verbrennen lassen? oder hat es in einem Anfall patriotischer Raserei sich wie Laon und seine heldenmüthige Citadelle in die Luft gesprengt?...« Nichts von alle dem, meine verehrten Herren. Tarascon ist nicht abgebrannt, Ta-

rascon ist nicht in die Luft gesprengt, Tarascon liegt immer noch an derselben Stelle, friedlich gebettet mitten unter seinen Weinbergen, seine Gassen voller Sonnenschein, seine Keller voll herrlichen Muskatellers, und die Rhone, welche die herzliebe Stadt bespült, trägt nach wie vor an das Ufer des Mittelmeeres das Bild einer glücklichen Einwohnerschaft, den Widerschein grüner Fensterladen und wohl besorgter Gärten und dazu die Erinnerung an Milizsoldaten in neuem Waffenrock, die längs des Quais exerciren.

Doch wäre es ein grosser Irrthum, zu glauben, Tarascon habe während des Krieges nichts gethan. Es hat sich im Gegentheil wundervoll benommen, sein heldenmüthiger Widerstand, den ich in folgenden Zeilen darzustellen versuche, wird als Typus localen Widerstandes, als lebendiges Symbol der Vertheidigung des Südens eine bleibende Stelle in der Geschichte behaupten.

## Die Orpheonisten.

Vor Allem muss ich hier erklären, dass bis zur Schlacht bei Sedan unsere wackeren

Tarasconesen sich friedlich und still verhalten hatten. Für diese stolzen Kinder der Voralpen handelte es sich nicht um das Vaterland, das da unten zu Grunde ging: es waren nur die Soldaten des Kaisers, das Kaiserreich. Aber nach dem 4. September, nach Proclamirung der Republik, nachdem Attila vor den Thoren von Paris erschienen war, da freilich erwachte Tarascon, und jetzt konnte man sehen, was ein Nationalkrieg bedeutet... Die Orpheonisten gaben natürlich den Ton an. Man weiss ja, welche Rolle die Musik im Süden spielt. In Tarascon besonders ist man wahrhaft musiktoll. In den Gassen, wenn man vorübergeht, klimpert es Einem aus allen Fenstern entgegen; von den Balconen herab verfolgen Einen die zartesten Romanzen.

Ihr tretet in einen Laden und am Verkaufstisch begrüsst Euch eine seufzende Guitarre, die Herren Apothekergehülfen selber trällern Euch ein Lied von der Nachtigall vor. Ausser diesen Privatconcerten besitzen die Tarasconesen noch die städtische Fanfare, die Schülerfanfare und Gott weiss wie viele Gesangvereine.

Es war das Orpheon zum heiligen Christoph mit seinem wundervollen Chor »Retten wir das theure Frankreich«, welches den Anstoss zur nationalen Bewegung gab.

»Ja, ja, retten wir das theure Frankreich!« riefen die guten Tarasconesen und aus den Fenstern grüssten die Taschentücher, die Männer klatschten in die Hände, die Frauen sandten Kusshände hinab, wenn die Sänger in tiefer Colonne, zu vier und vier, vorüber zogen mit flatternden Fahnen, in gleichem Schritt und Tritt.

Die Begeisterung war im Steigen. Von jenem Tage an hatte die Stadt ein anderes Aussehen: keine Guitarren mehr, keine Barcarolen. Ueberall musste die spanische Laute der Marseillaise weichen und zweimal wöchentlich drängte man sich auf der Esplanade, um die Schülerfanfare den *Chant du départ* spielen zu hören. Man bezahlte einen Narrenpreis für einen Stuhl.

Die Tarasconesen liessen es aber dabei nicht bewenden.

## Die Cavalcaden.

Nach den Umzügen der Orpheonisten kamen die historischen Cavalcaden zu Gunsten der Verwundeten. Man kann sich weiss Gott nichts Schöneres denken, als an einem herrlichen Sonntag Nachmittag die ganze tapfere tarasconesische Jugend stolz zu Pferde von Thür zu Thür, von Balcon zu Balcon mit bunten Beuteln an den hohen Hellebarden sich umhertummeln zu sehen; und schöne Hände liessen ihre Gaben fallen in die Beutel und ihre Thränen dazu. Das Schönste von Allem aber war ein patriotisches Carrousel — Franz der Erste in der Schlacht bei Pavia — welches die Herren vom Cercle dreimal hinter einander auf der Esplanade zum Besten gaben. Wer das nicht gesehen, hat nichts gesehen. Das Theater von Marseille hatte die Costüme geliehen; Gold, Seide, Sammet, gestickte Standarten, Wappenschilder, Helmzierden, bunte Pferdedecken, Bänder, Schleifen, Troddeln, Quasten, Lanzenspitzen, Harnische, Alles schimmerte und flimmerte auf der Esplanade — eine wahre Augenweide.

Es war etwas ganz Wunderbares! Unglücklicherweise, als nach einem heissen Kampfe Franz der Erste — Herr Bompard, der Wirth des Cercle — sich von einem Schwarm Reiter umzingelt sah, machte der unglückliche Recke, da er seinen Degen abgab, eine so räthselhafte Geste mit den Schultern, dass anstatt des welthistorischen »Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!« es aussah, als wollte er sagen: »Da habt ihr die Plempe!« Die Tarasconesen aber nahmen die Sache nicht so genau und in Aller Augen glänzten patriotische Thränen.

### Durch!!

Schauspiele und Gesänge, dazu die helle Sonne, der frische Wind im Rhonethal, das reichte hin, die Köpfe zu erhitzen. Die Aufrufe der Regierung thaten das Ihre, um das Maass der Aufregung voll zu machen. Auf der Esplanade begegneten sich die Leute nicht anders als mit drohender Miene, mit zusammengepressten Lippen, und die Worte flogen wie Flintenkugeln aus dem Munde. Es roch nach Pulver in der Unterhaltung, es

stank nach Salpeter in der Luft. Besonders im Café de la Comédie, Morgens beim Frühstück, musste man sie hören, die wackern Tarasconesen: »Und nun, die Pariser! was machen sie nur mit ihrem verteufelten Trochu? Noch immer kein Ausfall... Lumpenhunde! Ja, wenn es Tarascon wäre!... Trrr!... Das Loch wäre längst gemacht, durch!« — Und während Paris sein Haferbrod hinunterwürgte, verschlangen die Herren ihre saftigen Rebhühner, befeuchteten sie ihre Kehlen mit dem herrlichen Vin du Pape, wischten sie sich die fette Sauce von den Lippen, schlugen sie auf die Tische und schrieen: »So macht doch endlich einmal das Loch, und durch!!« Und sie hatten natürlich Recht, die braven Herren.

## Die Vertheidigung des Cercle.

Indessen näherten sich die nordischen Barbaren mehr und mehr dem Süden. Dijon war übergegangen, Lyon bedroht, schon begrüssten die Uhlanenpferde mit fröhlichem Gewieher den süssen Heuduft, der ihnen aus dem Rhonethal entgegenwehte. »Lasst uns unsere Ver-

theidigung organisiren!« sagten die Tarasconesen, und Jedermann begab sich an's Werk. Im Handumdrehen war die Stadt verrammelt, verbarricadirt, casematirt. Jedes Haus wurde zur Veste. Vor dem Laden des Waffenschmieds Costecalde war eine Tranchée von wenigstens zwei Meter Tiefe und Breite, dazu eine Zugbrücke; es war prächtig anzuschauen. Im Cercle waren die Vertheidigungswerke so gewaltig, dass man aus Neugier hinlief, um sie anzustaunen. Herr Bompard, der Wirth, stand oben auf der Treppe mit dem Chassepot in der Hand und erklärte Alles den Damen: »Wenn sie hierherkommen, piff! paff!« Und dann wurde man an allen Strassenecken von Leuten angehalten, die Einem geheimnissvoll in's Ohr raunten: »Das Café de la Comédie ist uneinnehmbar,« oder auch: »rings um die Esplanade steckt Alles voller Torpedos!« Die Sache wurde denn doch etwas bedenklich für die Herren Barbaren.

### Die Francs-Tireurs.

Zu gleicher Zeit ging man mit Feuereifer an die Bildung mehrerer Compagnien Francs-

Tireurs. »Brüder des Todes, Schakals des Südens, Donnerer der Rhone«, alle möglichen Namen, alle möglichen Farben waren da vertreten wie die Blumen auf der Wiese; und nun gar die wallenden Büsche, die Hahnenfedern, die riesenhaften Hüte, die breiten Schärpen!... Um sich ein martialischeres Aussehen zu geben, liess jeder Franc-Tireur sich den Bart wachsen. Von Weitem sah man einen Räuber aus den Abruzzen... spitzen Schnurrbart, flammende Augen, einen Schleppsäbel an der Hüfte, Revolver und Yatagan im Gürtel; kam er aber näher, so war es der Steuereinnehmer Pégoulade. Ein anderes Mal stand Robinson Crusoe selber mit seinem spitzen Hut, seinem Sägemesser und einer Flinte auf jeder Schulter vor Einem, und wer war es? Der Waffenschmied Costecalde, der beim Herrn Maire zu Mittag gegessen hatte. Die braven Tarasconesen hatten sich so fürchterlich ausstaffirt, dass sie zu guter Letzt einander Schrecken einjagten und Keiner mehr wagte, aus dem Hause zu treten.

## Sandhasen und Stallhasen.

Das Decret von Bordeaux über die Organisation der Nationalgarden machte dieser unerträglichen Situation ein Ende. Auf ein Machtwort der Triumvirn flogen alle Hahnenfedern von den Hüten und sämmtliche Francs-Tireurs — Schakals, Donnerer u. s. w. — wurden in ein Bataillon ehrlicher Milizen zusammengestellt unter dem Commando des wackeren Generals Bravida, eines ehemaligen Remonte-Hauptmanns. Hier gab es neue Schwierigkeiten. Das Decret von Bordeaux theilte bekanntlich die Nationalgarde in zwei Classen ein, in Marschbataillone und in sesshafte Bataillone, »Sandhasen und Stallhasen«, wie der Steuereinnehmer Pégoulade sie nannte. Bei Beginn der Formation spielten die Sandhasen natürlich die schönere Rolle. Alle Morgen führte der tapfere General Bravida sie auf die Esplanade, um sie im Feuer exerciren und die Tirailleurschule durchmachen zu lassen. — Gewehr auf! Gewehr ab! und alles Weitere. Diese kleinen Kriegsübungen zogen immer viel Publicum herbei. Von den

Damen von Tarascon fehlte auch nicht eine und sogar die Damen von Beaucaire kamen manchmal über die Brücke, um unsere Sandhasen zu bewundern. Während dessen versahen die armen Stallhasen bescheidentlich den Dienst in der Stadt und bezogen die Wache vor dem Museum, wo eigentlich nichts zu bewachen war als eine grosse ausgestopfte Eidechse und zwei Falconette aus der Zeit des guten Königs René. Desswegen freilich kamen die Damen von Beaucaire nicht über die Brücke... Nach dreimonatlichem Exerciren endlich, als man bemerkte, dass das Marschbataillon von Tarascon noch immer nicht von der Esplanade fortkam, begann der Enthusiasmus sich abzukühlen.

Der wackere General Bravida mochte lange commandiren: »Schultert's Gewehr! bei Fuss Gewehr!« Niemand wollte mehr zuschauen. Bald wurde dieser kleine Krieg das Gespött der Stadt. Und weiss Gott, es lag nicht an den unglücklichen Sandhasen, wenn der Befehl zum Ausmarsch noch immer nicht erfolgte. Sie waren wüthend genug darüber.

Eines Tages sogar weigerten sie sich, noch ferner zu exerciren.

»Keine Parade mehr!« schrieen sie in ihrem patriotischen Eifer: »wir sind Marschbataillone, man soll uns marschiren lassen.«

— »Ihr sollt marschiren, oder ich will nicht Bravida heissen!« sagte der tapfere General, und roth vor Zorn eilte er auf die Mairie und verlangte Aufschluss über die Sache.

— Auf der Mairie hiess es, es seien keine Befehle da und das ginge die Präfectur an.

»So gehe ich auf die Präfectur!« antwortete Bravida. Der nächste Schnellzug führt ihn nach Marseille zur Aufsuchung des Präfecten, was durchaus keine geringe Aufgabe war, da es damals fünf oder sechs Präfecten in Marseille gab und kein Mensch Einem sagen konnte, welches der Rechte sei. Ein glücklicher Zufall aber führte Bravida zu dem rechten Mann und vor versammeltem Präfectur-Rath führte der wackere General das Wort für seine Mannen, und kräftig genug sprach er.

Nach den ersten Worten jedoch unterbrach ihn der Präfect.

»Verzeihen Sie, mein General... Woher kommt es nur, dass Ihre Soldaten bei Ihnen verlangen, vor den Feind geführt zu werden, und dass sie bei mir verlangen, daheim zu bleiben?... Da, lesen Sie einmal.«

Und mit einem Lächeln auf den Lippen überreichte er ihm eine jammervolle Petition, welche zwei Sandhasen — die zwei, welche am meisten auf's Marschiren versessen gewesen — so eben an die Präfectur gerichtet, und dabei Bescheinigungen vom Arzt, vom Pfarrer, vom Notar, und die Bitte, man möchte sie doch ja wegen schwächlicher Gesundheit zu den Stallhasen versetzen.

»Ich habe mehr als dreihundert solcher Briefe,« fügte der Präfect hinzu. »Sie begreifen nun, General, warum wir uns nicht beeilen, Ihre Leute marschiren zu lassen. Man hat unglücklicherweise nur zu viele von denen marschiren lassen, die lieber daheim geblieben wären. Es braucht keine mehr. Daraufhin meinen Gruss an Ihre Sandhasen, und Gott rette die Republik!«

## Der Abschiedspunsch.

Man kann sich denken, mit welchem Gesicht der General nach Tarascon zurückkam. Hier aber war indessen eine andere Geschichte vorgefallen. In seiner Abwesenheit waren nämlich die Tarasconesen auf den herrlichen Gedanken gekommen, den Sandhasen, deren Ausmarsch ja bevorstand, einen feierlichen Abschiedspunsch zu geben. Der tapfere General erklärte zwar wiederholentlich, das lohne nicht der Mühe, es werde keine Seele marschiren. Aber der Punsch war einmal durch freiwillige Beiträge in Fluss gebracht und bestellt; man hatte ihn nur noch zu trinken, und das geschah...

Eines Sonntag Abends also ging die rührende Ceremonie des Abschiedspunsches in den Sälen der Mairie in Scene und bis zum Morgengrauen erzitterten die Scheiben des Stadthauses von den Toasten, Vivats, Reden und patriotischen Gesängen. Jedermann, das versteht sich von selbst, wusste, was er von dem patriotischen Punsch zu halten habe; die Stallhasen, welche alle Kosten

übernommen hatten, waren fest überzeugt, dass ihre Kameraden nicht marschiren würden, und die Sandhasen, die den Punsch tranken, waren nicht minder davon überzeugt; der ehrwürdige Adjunct, der mit tiefbewegter Stimme schwor, dass er sich an die Spitze der Tapferen stellen werde, wusste noch besser, dass an Marschiren nicht im Entferntesten zu denken sei. Das war ihm aber eins. Die Südfranzosen sind so wunderbar geartet, dass am Schluss des Abschiedspunsches Alle weinten, Alle sich umarmten und was das Schönste an der Geschichte ist, Alle ehrlich an die Sache glaubten, sogar der General!...

## Die Bauern in Paris.

### Während der Belagerung.

In Champrosay lebten diese Leute sehr glücklich. Gerade unter meinen Fenstern war ihr Hühnerhof und während der Hälfte des Jahres hatte ihre Existenz so manche Berührung mit der meinigen. Lange vor Tagesanbruch hörte ich den Mann in den Stall treten, sein Fuhrwerk besorgen und nach Corbeil fahren, wo er sein Gemüse verkaufte. Dann stand die Frau auf, kleidete die Kinder an, fütterte die Hühner, melkte die Kuh, und den ganzen Morgen klapperten die Holzschuhe auf der Treppe... Am Nachmittag war Alles still. Der Vater war auf

dem Felde, die Kinder waren in der Schule, die Mutter arbeitete still im Hofe, hing die Wäsche auf oder nähte vor der Thür, wobei sie den Jüngsten beaufsichtigen konnte. Von Zeit zu Zeit kam Jemand des Weges daher, dann plauderte man beim Nähen...

Einmal, es war Ende August, stets der Monat August, da hörte ich, wie die Frau zur Nachbarin sagte:

»Warum nicht gar, die Preussen!... Sind sie überhaupt nur in Frankreich?«

— »Sie sind in Châlons, Mutter Jean!«... rief ich ihr vom Fenster aus zu. Die beiden Frauen lachten nur... In Champrosay glaubten die Bauern entschieden nicht an die Invasion.

Und dennoch sah man täglich Wagen mit Gepäck und Hausrath hoch beladen vorüberziehen. Die Häuser der Städter wurden geschlossen und in jenem schönen Monat August, wo die Tage so lang sind, verdorrten die Gärten trüb und traurig hinter den eisernen Gittern... Nach und nach wurden aber auch meine Nachbarn besorgt. Je mehr Leute wegzogen, um so beklommener

wurde es ihnen um's Herz. Sie fühlten sich allmälig verlassen... Da rasselte eines Morgens die Trommel durch alle Gassen des Dorfes. Befehl der Mairie, nach Paris zu gehen, dort die Kuh und das Futter zu verkaufen und nichts für die Preussen zurückzulassen...

Der Mann ging nach Paris und das war eine traurige Reise. Auf der grossen Landstrasse nichts als Wagen mit Hausrath in endloser Reihe, daneben Hammel- und Schweineheerden, die sich zwischen die Räder drängten, Viehkarren, in denen es trübselig brüllte. Am Rande der Strasse, längs der Gräben, schleppten sich arme Leute hinter kleinen Handwägelchen voll alten Grümpels, und man ahnte den Grad der Verzweiflung, von der die Leute überwältigt waren, an der Mühe, die sie sich gegeben, all' den Staub aufzuwühlen, sich mit allen diesen Reliquien zu beladen und sie auf einander gehäuft über die Landstrassen zu schleppen.

Vor den Thoren von Paris erstickte man schier im Gedränge. Man musste hier zwei Stunden lang warten... Während dessen be-

trachtete der arme Mann, an seine Kuh gedrückt, stieren Blicks die Kanonen in den Schiessscharten, das Wasser in den breiten Festungsgräben, die zusehends wachsenden Wälle und die langen Pappeln, die umgehauen am Wege lagen... Am späten Abend kam er ganz niedergeschmettert wieder heim und erzählte seiner Frau Alles was er gesehen. Die Frau bekam Angst und wollte schon am nächsten Morgen fort. Aber von Tag zu Tag wurde die Abreise verschoben... Bald war eine Ernte einzuheimsen, bald ein Stück Acker noch zu pflügen... Wer weiss, ob man nicht vielleicht die Weinlese noch halten könnte?... Und dann lebte noch eine stille Hoffnung im Herzen, dass vielleicht die Preussen nicht durch ihren Ort kommen möchten.

Da werden sie in der Nacht durch einen fürchterlichen Knall erweckt. Die Brücke von Corbeil war gesprengt worden. Menschen rannten von Thür zu Thür, klopften an und riefen entsetzt:

»Die Uhlanen! die Uhlanen! rettet euch!«

Man springt hastig vom Lager auf, kleidet

die noch halb schlafenden Kinder an, spannt ein und rettet sich auf einem Nebenweg mit einigen Nachbarn.

Als sie eben die Höhe erreicht hatten, schlug es drei Uhr auf dem Thurme. Sie schauen noch ein letztes Mal zurück. Die Tränke, der Platz vor der Kirche, ihre gewohnten Wege, derjenige welcher zur Seine hinabführt, der andere, der sich durch die Reben hinzieht, Alles sah sie schon so fremd an, und in dem weissen Morgennebel drängten sich die Häuser des Dorfes dicht aneinander, als schauerten sie in furchtbarer Erwartung zusammen.

Jetzt sind sie in Paris. Zwei Kammern im vierten Stock, in einer traurigen Gasse, sind ihre Wohnung... Er, der Mann, fühlt sich nicht allzu unglücklich. Man hat Arbeit für ihn gefunden, denn er gehört zur Nationalgarde; er hat die Wälle, das Exerciren, und betäubt sich so viel es eben gehen mag, um seine leere Scheuer und seine unbepflanzten Aecker zu vergessen. Die Frau aber, von Natur menschenscheu, jammert und härmt sich ab; sie weiss nicht, was aus ihr werden

soll. Sie hat ihre beiden Aeltesten in die Schule gebracht, ein finsteres Haus ohne Garten; den Mädchen wird es eng darin, wenn sie an das hübsche ländliche Kloster denken, darin es so fröhlich summte wie in einem Bienenkorb, und an den schönen langen Weg, den sie alle Morgen durch den frischen Wald dahintrollten, um die Schule zu erreichen. Die Mutter seufzt, wenn sie die Kinder so traurig sieht; der Kleinste aber machte ihr gar das Herz schwer.

Daheim war er überall hinter ihr her, im Hofe, im Hause, treppauf, treppab wie sie selber, die kleinen Händchen im Waschfass, und wenn sie zur Erholung einen Strumpf strickte, sass er neben ihr vor dem Hause. Hier waren vier finstere Treppen zu steigen, auf denen der Fuss ausglitt, und dann das dürftige Feuer in dem schmalen Kamin, die hohen Fenster und die Aussicht auf den Essenrauch, auf feuchte Schieferdächer...

Es ist wohl ein Hof da, in dem er spielen könnte, aber der Hauswart will es nicht zugeben. Wieder eine Erfindung der Städte, die Hauswarte! Drunten im Dorf ist man

Herr in seiner Wohnung und Jeder hat seinen eigenen Winkel, der sich selber bewacht. Den ganzen Tag bleibt die Thüre offen. Abends schiebt man einen grossen hölzernen Riegel vor und das Haus taucht furchtlos unter in die finstre Nacht auf dem Lande, in der es so gut sich schläft. Von Zeit zu Zeit bellt der Hund den Mond an, davon aber lässt Niemand sich stören... In Paris ist in den Häusern der armen Leute die Frau des Hauswarts die wahre Eigenthümerin. Der Kleine wagt es nicht, allein hinabzusteigen, so sehr fürchtet er sich vor dem bösen Weibe; ihretwegen hatte man die Ziege verkaufen müssen, weil dieselbe ein Paar Strohhalme oder Küchenabfälle im Hofe herumgezerrt.

Die arme Mutter weiss Nichts mehr zu ersinnen, womit sie das gelangweilte Kind zerstreuen könnte. So wie man sich vom Essen erhoben, hüllt sie es ein, als ginge es in's Feld und führt den Kleinen durch die Strassen und die Boulevards entlang. Geschoben und gestossen, erschreckt von dem Gewühl, schaut das Kind kaum um sich. Nur für die Pferde hat es noch Interesse: sie

sind der einzige Gegenstand, der ihm bekannt ist und der ihm ein Lächeln abgewinnt. Auch die Mutter mag über Nichts sich freuen. Sie schlendert langsam dahin, denkt dabei an ihr Haus, ihr kleines Besitzthum; und wenn man sie so Beide vorübergehen sieht, sie mit dem ehrlichen Gesicht, dem schlichten Haar, reinlich gekleidet, den Kleinen mit den Pausbacken und in schweren Holzschuhen, dann merkt man wohl, dass sie hier nicht daheim, dass sie im Exil sind und sich von ganzem Herzen nach der frischen Luft und den stillen Gassen ihres Dorfes sehnen.

## Bei den Vorposten.

### Erinnerungen an die Belagerung.

Die unten stehenden Notizen sind absichtslos während meiner Wanderungen zu den Vorposten aufgezeichnet worden. Es sind Tagebuchblätter aus der trüben Zeit der Belagerung... zerhackt, zerstossen, über's Knie gebrochen, zackig und kantig wie Granatsplitter. Ich gebe das damals Geschriebene so hin, ohne irgend etwas daran zu ändern, ohne es nur wieder zu überlesen. Ich fürchte mich, ich möchte etwas dazu erfinden, es interessant machen wollen, und damit Alles verderben.

## Courneuve
## an einem Decembermorgen.

Eine winterliche Flur... weiss, rauh, kreidig. Ich höre das Dröhnen meiner Schritte. Ueber den gefrornen Strassenkoth ziehen Linienbataillone mit Artillerie in wirrem Durcheinander. Ein langsamer, trübseliger Marsch. Man soll sich schlagen. Die Leute bewegen sich stolpernd vorwärts, lassen den Kopf hängen, klappern vor Frost... das Gewehr haben sie am Riemen über die Achsel gehängt, die Hände wie in Weibermuffs in die Decken gesteckt. Von Zeit zu Zeit ruft es: »Halt!«

Die Pferde erschrecken, wiehern ängstlich. Die Caissons schüttern auf und ab. Die Kanoniere erheben sich in den Steigbügeln und schauen besorgt über die lange weisse Mauer von Bourget.

»Sieht man sie?« fragen die Soldaten. Sie trampeln vor Kälte auf dem Boden.

Dann vorwärts!... Der einen Augenblick gestaute Menschenstrom ergiesst sich langsam, schweigend weiter.

Am Horizont, auf einem Vorsprung des Forts von Aubervilliers, erhebt sich am kalten, von der aufgehenden Sonne in Silberlicht glänzenden Himmel die Silhouette des Gouverneurs und seines Generalstabes: eine kleine feine Gruppe gleich einer japanesischen Perlmutter-Zeichnung. Näher zu mir ein grosser Zug schwarzer Gestalten am Wegesrande, es sind die lieben Lazarethbrüder. Die Hände unter dem Kappenmantel gekreuzt, lassen sie die lange Colonne Kanonenfutter demüthig, scheu und traurig an sich vorbeiziehen.

Derselbe Tag. — Oede, verlassene Dörfer; die Häuser offen, die Dächer eingeschossen, Fenster ohne Sims und Rahmen, die Einen wie todte Augen anglotzen. Aus einer der stummen Ruinen ertönt von Zeit zu Zeit ein verdächtiger Ruf, ein schwerer Tritt, man hört eine kreischende Thür; und geht man nahe vorüber, so erscheint ein Liniensoldat auf der Schwelle und prüft dich mit hohlem, misstrauischem Blick, — eine Schlachtenhyäne ist es, die nach Beute wühlt, oder ein Deserteur, der einen Unterschlupf sucht...

Gegen Mittag in einem jener Bauernhäuser. Es ist nackt und leer, wie mit den Nägeln ausgekratzt. Der untere Raum ohne Thüren noch Fenster öffnet sich auf einen Hühnerhof; am Ende des Hofes ein Hag und dahinter, so weit das Auge reicht, die Felder. In einer Ecke sah ich eine kleine, steinerne Wendeltreppe. Ich setzte mich auf eine Stufe und verweilte hier lange. Die Sonne und die grosse Stille thaten so wohl. Zwei oder drei grosse Fliegen vom vergangenen Sommer waren vom Licht belebt; sie summten und stiessen gegen die Balken der Decke. Vor dem Kamin Spuren von Feuer, ein Stein, rothgefärbt von geronnenem Blut... Die Blutspuren neben der noch warmen Asche erzählten eine schaurige Geschichte, die am Abend vorher sich hier abgespielt.

## Längs der Marne.

Am 3. December durch das Thor von Montreuil. Der Himmel hängt tief herunter. Kalter Nordost, Nebel.

Niemand in Montreuil. Thüren und Fenster geschlossen. Hinter einer Palisade eine

schnatternde Gänseheerde. Der Bauer ist nicht fort, er hält sich verborgen. Etwas weiter hin eine offne Schenke. Es ist warm darin, der Ofen brummt. Drei Mobilgardisten aus den Provinzen nehmen dicht dabei ihr Frühstück ein. Ihr Gesicht ist erhitzt, die Augen sind geschwollen; schweigsam, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, schlafen und essen die armen Kerle zugleich.

Ich verliess Montreuil und ging durch das Gehölz von Vincennes; ein bläulicher Duft von den Bivouacfeuern hing darüber. Da liegt die Armee des Generals Ducrot. Die Soldaten fällen Bäume, um sich zu erwärmen. Es jammert Einen der Espen, der Birken, der jungen Eschen; die Wurzeln starren entsetzt in die Luft, das feine goldene Laub schleppt wehmüthig nach über den Weg.

In Nogent wiederum Soldaten. Kanoniere in langen Mänteln; Mobilgardisten aus der Normandie, pausbäckig, rund wie die Aepfel; kleine, behende, wohl eingehüllte Zuaven; Liniensoldaten mit gewölbtem Rücken, gabelbeinig, die blauen Schnupftücher unter dem Käpi über die Ohren geschlungen; Alles das

schlendert oder tummelt sich in den Gassen oder drängt sich vor den Thüren von zwei noch offen gebliebenen Kramläden. Eine kleine algierische Stadt.

Endlich draussen auf dem Lande. Eine unabsehbare, öde Strasse zieht sich die Marne entlang. Ein wunderbarer perlgrauer Horizont. Die entlaubten Bäume schauern im Nebel. Im Hintergrunde der grosse Eisenbahn-Viaduct; mit seinen gesprengten Bogen ein trauriges Bild... ein offner, zahnloser Mund. In Le Perreux kam ich durch eine der kleinen Villen an der Landstrasse... verwüstete Gärten, ausgeplünderte Häuser... hinter einem Gitter drei grosse, weisse Masslieben, die der Vernichtung entgangen waren und voll aufgeblüht da standen. Ich öffnete die Gitterthür und trat ein; sie waren aber so schön, dass ich mich überwand und sie nicht pflückte.

Quer über Feld und hinab nach der Marne. So wie ich an's Ufer trete, strahlt die siegreiche Sonne über den Fluss. Es ist reizend. Gegenüber liegt Petit-Bry, wo man am Abend vorher sich so heftig geschlagen, und die weissen Häuserreihen klimmen den

Abhang hinan zwischen den Reben. Auf dieser Seite des Flusses eine Barke zwischen dem Schilf. Am Ufer eine Gruppe Männer in lebhaftem Gespräch, die nach dem jenseitigen Abhang schauen. Sie sollen in Petit-Bry recognosciren, ob die Sachsen etwa wiedergekehrt sind. Ich gehe mit ihnen. Während der Kahn hinüberfährt, raunt Einer der Männer mir zu:

»Wenn Sie Chassepotgewehre haben wollen, in der Mairie von Petit-Bry liegen Massen. Es ist da auch ein Oberst von der Linie gefallen, ein grosser Blonder, mit weisser Haut wie ein Weib, und gelben, ganz neuen Stiefeln.«

Die Stiefel des Todten gehen ihm im Kopfe herum. Er kommt immer wieder darauf zurück:

»O die schönen, schönen Stiefel!« und seine Augen funkelten dabei.

Als wir eben in Petit-Bry einziehen, kommt uns ein Seesoldat hastig entgegen. Er trägt vier oder fünf Chassepots im Arm und ruft uns zu:

»Aufgepasst, da sind die Preussen.«

Man drückt sich hinter eine niedere Mauer und schaut hinüber.

Ueber uns, ganz oben in den Reben, zuerst ein Reiter, ein melodramatisches Bild; er ist nach vorn gebeugt, es blitzt ihm der Helm auf dem Kopf, der Carabiner in der Faust. Andere Reiter kommen dazu, dann Fusssoldaten, die sich tief gebückt im Weinberg zerstreuen.

Einer, ganz in unserer Nähe, hat hinter einem Baume Platz genommen und rührt sich nicht mehr. Es ist ein grosser Kerl in langem, braunem Mantel. Er hat ein buntes Taschentuch um den Kopf gewickelt. Von unserem Platze aus wäre es ein bequemer Schuss. Doch wozu?... Die Plänkler wissen jetzt was sie zu wissen begehrten. Nun schnell hinunter zum Kahn. Der Seesoldat beginnt zu fluchen. Wir gelangen ohne Schwierigkeit über die Marne... Kaum jedoch sind wir gelandet, so rufen gedämpfte Stimmen vom andern Ufer her:

»Heida, den Kahn!...«

Es ist mein Stiefelfreund mit dreien oder vieren seiner Kameraden. Sie haben es ver-

sucht, bis zur Mairie vorzudringen und kommen nun eiligst zurück. Unglücklicherweise ist Niemand mehr da, um sie zu holen. Der Seemann ist verschwunden.

»Ich kann nicht rudern,« sagte der Unterofficier der Plänkler zu mir. Wir hockten beide in einem Loch am Ufer des Flusses. Während dessen wurden die drüben ungeduldig:

»So kommt doch, so kommt doch!«

Wir müssen hinüber. Eine saure Arbeit. Die Marne hat eine starke Strömung. Ich rudere aus Leibeskräften und während der ganzen Zeit fühle ich das Gewehr des Sachsen droben, der, gedeckt durch seinen Baum, mich regungslos beobachtet, auf meinen Rücken gerichtet.

Als wir an's Ufer stossen, stürzt sich Einer der Plänkler mit solchem Ungestüm in den Kahn, dass dieser Wasser schöpft. Wegen der Gefahr des Sinkens ist es jetzt unmöglich, sie sämmtlich hinüberzubringen. Der Wackerste bleibt am abschüssigen Ufer zurück, er will warten. Es ist ein Corporal von den Francs-Tireurs, ein hübscher Bursche

in blauem Anzug; vorn auf der Mütze hat er einen kleinen Vogel als Schmuck befestigt. Ich wäre gern wieder umgekehrt, um auch ihn zu holen; aber man begann vom einen Ufer zum andern sich zu beschiessen. Er wartet einen Augenblick, ohne ein Wort zu sagen; dann drückt er sich längs der Mauern hin in der Richtung von Champigny. Ich weiss nicht, was aus ihm geworden ist.

Derselbe Tag. — Wenn sich bei Menschen oder Dingen das Dramatische mit dem Hochkomischen vermischt, so entstehen Scenen des Entsetzens oder der Rührung von überwältigender Kraft. Erschüttert uns ein grosser Schmerz in einem lächerlichen Gesicht nicht tiefer als sonst? Man denke sich einen Spiessbürger von Daumier vor den Schrecken des Todes oder sich laut schluchzend über den Leichnam seines Sohnes stürzend, der vor ihm niedergelegt wird. Ist dieser Jammer nicht von ganz eigener Wirkung?... Nun, alle diese spiessbürgerlichen Villen am Ufer der Marne, die buntgemalten, drolligen Sommerhäuschen, mattrosa, apfelgrün, zeisiggelb, mittelalterliche Thürmchen mit Zink-

hauben, Kiosks aus gemeinem Ziegelstein, Rococogärtchen mit weissen, schwebenden Metallkugeln darin; jetzt, da ich dies Alles im Pulverdampf sehe, mit den zerschossenen Dächern, den zertrümmerten Wetterfähnchen, den gespaltenen Mauern, überall Stroh und Blut, jetzt finde ich den Anblick schauerlich...

Das Haus, in das ich eingetreten, um mich zu trocknen, war der rechte Typus einer jener Villen. Im ersten Stock fand ich einen kleinen Salon... roth mit Gold. Der Tapezierer hatte seine Arbeit noch nicht vollendet. Am Boden lagen Rollen Papier und Goldleisten; sonst keine Spur von Möbeln, Nichts als Scherben von zerbrochenen Flaschen, in einem Winkel ein Strohsack, auf dem ein Blousenmann schlief. Und das Ganze in einen vagen Geruch von Pulver, Wein, Talglicht und faulem Stroh gehüllt... Ich wärme mich an den Trümmern eines Luxustischchens, vor einem abgeschmackten rosafarbigen Kamin. Bei seinem Anblick ist es mir bisweilen, als verbringe ich einen Sonntag-Nachmittag auf dem Lande bei einem kleinen Pariser Spiessbürger. Wird hinter mir

im Salon nicht Tric-trac gespielt?... Nein! Es sind Francs-Tireurs, die ihre Chassepots laden und feuern. Abgesehen vom Knall, ist es ganz das Geräusch des Tric-tracs... Auf jeden Schuss wird vom gegenüberliegenden Ufer geantwortet. Der Ton pflanzt sich auf dem Wasser fort und rollt endlos zwischen den Hügeln hin.

Durch die Schiessscharten des Salons sieht man die Marne heraufschimmern. Der Uferabsturz liegt in heller Sonne da, und Preussen fahren wie grosse Windspiele zwischen den Rebstöcken hin und her.

### Erinnerung vom Fort Montrouge.

Ganz oben auf dem Fort, zwischen den Blenden der Erdsäcke auf der Bastion, strecken die langen Schiffskanonen ihre fast senkrecht auf den Lafetten stehenden Rohre gegen Châtillon. So gerichtet, die Mündung nach oben, zu beiden Seiten die Delphine wie Ohren gespitzt, gleichen sie ungeheuren Hunden, die den Mond anbellen, den Tod anheulen... Etwas weiter unten, auf dem Wallgang, hatten die Matrosen zu ihrem Zeit-

vertreib wie etwa in einem Schiffswinkel einen englischen Garten in Miniatur angelegt. Da war eine Bank, eine Laube, ein Rasenstück, eine Felsengruppe, sogar ein Bananenbaum; er war freilich sehr klein, etwa so hoch wie eine Hyazinthe, aber was thuts? Er kam immerhin fort und sein grüner Federbusch that dem Auge wohl zwischen den Erdsäcken und den Kanonenkugeln.

O der kleine Garten von Montrouge! Ich möchte ihn von einem Gitter umschlossen sehen, und einen Denkstein sollte man hineinsetzen mit den Namen Carvès, Desprez, Saisset, den Namen all' der tapfern Seeleute, die hier gefallen auf der Ehrenbastion.

### La Fouilleuse.

Am Morgen des 20. Januar.

Ein schöner, milder, leicht verschleierter Himmel. Grosse weithingestreckte Aecker, in der Ferne wellig wie das Meer. Zur Linken hohe Sandhügel, die Ausläufer des Mont Valérien. Rechts die Mühle Gibet, eine kleine aus Stein gebaute Mühle mit zerschmetterten Flügeln und einer Batterie auf dem Damm.

Eine Viertelstunde ging ich die Tranchée entlang, die zur Mühle führt... Ein leichter Dampf wie über einem Flussbett... es ist der Rauch von den Bivouacs. Die Soldaten, um's Feuer gekauert, kochen Kaffee und blasen in's grüne Holz, dass sie darob fast ersticken und sich die Augen reiben müssen. Von einem Ende der Tranchée bis zum andern ein fortwährender hohler Husten...

La Fouilleuse. Ein Meierhof, ringsum von Gehölz umschattet. Grade recht gekommen, um noch den Rückzug unserer letzten Linien mit anzusehen. Es ist das dritte Pariser Mobilregiment. Es defilirt in guter Ordnung, ganz vollständig, den Commandanten an der Spitze. Nach der unbegreiflichen Verwirrung, deren Zeuge ich gestern war, hebt mein Muth sich ein wenig. Hinter dem Regiment zwei Reiter, sie kommen dicht an mir vorbei... ein General und sein Adjutant. Die Pferde gehen im Schritt, die Reiter plaudern, ihre Stimmen tönen laut. Man hört die des Adjutanten, eine junge, etwas gesucht ehrerbietige Stimme:

»Zu Befehl ja, Herr General... Zu Be-

fehl nein, Herr General... Gewiss, Herr General.«

Und dann der General in weichem, schmerzlichem Tone:

»Wie! Er ist todt! O der arme Junge... der arme Junge!...«

Darauf ein langes Schweigen und das Getrappel der Pferde auf dem fetten Boden.

Ich bleibe einen Augenblick allein zurück, um die weite melancholische Landschaft zu betrachten. Sie hat etwas von den algierischen Ebenen, dem Schelif oder der Mitidja. Lange Züge von Bahrenträgern in grauer Blouse steigen den Hohlweg herauf, das rothe Kreuz auf weisser Fahne. Man könnte sich nach Palästina in die Zeit der Kreuzzüge versetzt glauben.

## Insurrectionsbilder.

### Im Maraisviertel.

Im Schatten der feuchten, kleinbürgerlichen, langen und winkligen Gassen, in denen es überall nach Apothekerwaaren und Campescheholz riecht; zwischen den ehemaligen herrschaftlichen Hôtels aus den Zeiten Heinrichs II. und Ludwigs XIII., die von der modernen Industrie in Fabriken von Selterswasser, Bronzen und Chemicalien verwandelt worden sind; neben den ehemaligen Ehrenhöfen mit breiten Steinfliesen, auf denen jetzt schwere Frachtwagen dahinrollen; unter den bauchigen Erkern, den hohen Fensterladen, den wurmstichigen, verräucher-

ten Giebelthürmchen, hatte der Aufruhr, in den ersten Tagen besonders, eine sehr eigenthümliche Physiognomie angenommen: etwas biedermännisch-halbes. An allen Strassenecken Versuche von Barricaden, aber Niemand darauf zu ihrer Vertheidigung. Weder Kanonen noch Mitrailleusen. Kunstlos übereinander gehäufte Pflastersteine, man merkte wohl, dass das Herz nicht dabei war, gerade genug, um den Verkehr zu unterbrechen und grosse Pfützen zu verursachen, in denen Schaaren von Gassenjungen herumwatschelten und ganze Flotten von Papierkähnen stolzirten. Alle Läden waren offen und die Inhaber standen lachend vor den Thüren und politisirten quer über die Strasse. Die machten sicher keinen Aufruhr, aber man merkte es ihnen an, dass sie vergnügt zuschauten; es war, als ob man mit dem Aufreissen des Pflasters in jenen friedlichen Stadtvierteln die Seele des alten spottliebenden und widerspenstigen Paris aus dem Schlafe erweckt hätte.

Der Wind der Fronde aus vergangenen Zeiten war es, der heut im Marais wehte.

Die steinernen Fratzenköpfe an den Giebeln der grossen Hôtels schienen hohnlachend zu sagen: »Das kennen wir!« Und diese ganze kleine Welt von braven Vergoldern, von Farben- und Gewürzkrämern, die sich vor Lachen die Seiten hielten, weil man ihr Strassenpflaster aufriss, ja ordentlich stolz darauf waren, eine Barrikade vor ihrem Laden zu haben, — ich kleidete sie unbewusst in blumige Wämser und Kniehosen und stülpte ihnen breite Filzhüte mit zurückgeschlagenem Rande auf den Kopf.

Von Zeit zu Zeit blitzte es am Ende einer langen, schwarzen Gasse von Bajonnetten auf dem Grèveplatz und fiel der Blick auf eine Ecke des alten von der Sonne vergoldeten Rathhauses. Reiter in langen, grauen Mänteln und mit flatterndem Federbusch galoppirten an jener hellen Stelle vorüber. Die Menge rannte da und dort hin und schrie und schwenkte die Hüte. War es das Fräulein von Montpensier oder der General Cremer?... Die Epochen verwirrten sich in meinem Kopfe. In der Ferne, im Sonnenlicht, das rothe Hemde einer Garibaldischen Staffette; sie

sauste dahin... ich dachte an den rothen Sammetrock des Cardinals Retz. Der Schlaueste der Schlauen, von dem in allen Gruppen gesprochen wurde, ich wusste nicht mehr, ob es Herr Thiers oder Mazarin war... Es war mir, als lebte ich vor dreihundert Jahren.

## Montmartre.

Ich ging am Morgen die Rue Lepic hinauf und sah in einem Schusterladen einen Officier der Nationalgarde bis zu den Ellenbogen betresst und den Säbel an der Hüfte, mit dem Besohlen von ein Paar Stiefeln beschäftigt; er hatte sein Schurzleder umgethan, um sich die Uniform nicht zu beschmutzen. Das ganze Bild des aufständischen Montmartre war in dem Rahmen dieses Fensters enthalten.

Man denke sich ein grosses, bis an die Zähne bewaffnetes Dorf, Mitrailleusen am Rande des Brunnens, der Platz vor der Kirche von Bajonnetten starrend, eine Barricade vor dem Schulhaus, die Kartätschbüchsen neben den Milchkannen, sämmtliche Häuser in Ca-

sernen verwandelt, an allen Fenstern Camaschen zum Trocknen ausgehängt, Käpis biegen sich heraus, um nach dem Tambour zu horchen, polternde Gewehrkolben hinten im Laden eines Trödlers und auf der ganzen Anhöhe von unten bis oben ein Durcheinander von Feldflaschen, Säbeln und Soldatenschüsseln. Und doch, das ist nicht der unbändige Montmartre, wie er über den Boulevard des Italiens marschirt, das Sturmband um das Kinn, das Gewehr auf der Schulter, festen Schritts, als sagte Einer zum Andern: »Halten wir uns stramm. Die Reaction schaut auf uns!«

Hier sind die Aufständischen unter sich und trotz aller Kanonen und Barricaden schwebt über dem Aufruhr — wie soll ich sagen — etwas Friedliches, Freies, Gemüthliches.

Peinlich allein ist ein Blick auf die sich überall herumdrückenden Rothhosen, auf die Deserteure aus allen Waffengattungen: Zuaven, Liniensoldaten, Mobilgardisten drängen sich auf dem Platz vor der Mairie, liegen auf allen Bänken, sielen sich auf allen Trottoirs umher, betrunken, schmutzig, verlottert,

unrasirt seit einer Woche... Im Augenblick, da ich vorbeikomme, stammelt Einer von den Elenden unter dem Gelächter und Hohn der Zuhörerschaft eine Rede vom Baume herab. Auf einer andern Seite des Platzes setzt ein Bataillon sich in Bewegung, um auf die Wälle zu marschiren:

»Vorwärts!« schreien die Officiere und schwenken die Säbel. Die Trommeln werden gerührt und die wackeren Milizen stürmen voll heiligen Feuers einer langen öden Strasse zu, an deren Ende einige Hühner sichtbar werden, die erschreckt das Weite suchen.

...Ganz oben auf der Höhe blickt zwischen grünen Gärten die Mühle hervor. Sie ist in einen Militärposten verwandelt. Silhouetten von Nationalgarden, Zelt an Zelt, kleine Bivouacfeuer, Alles hebt sich klar und fest, wie durch ein Fernrohr gesehen, von dem regnerischen, dunkeln Himmel und der rothen Ochererde des Hügels ab.

### In der Vorstadt Saint-Antoine.

In einer Januarnacht befand ich mich während der Belagerung von Paris in einem

Bataillon Francs-Tireurs. Der Feind hatte eben die Reserve unserer Vorposten angegriffen und man machte sich eiligst fertig, um ihnen Hülfe zu bringen. Während die Leute im Finstern, in Wind und Wetter sich numerirten, sahen wir aus einer Querstrasse eine Patrouille, mit einer Stocklaterne an der Spitze, herankommen.

»Halt! Werda?«

— »Mobilen vom achtundvierzigsten«, antwortete eine meckernde Stimme.

Es waren ganz kleine Männchen in kurzen Mänteln, das Käpi auf dem Ohr, die Haltung knabenhaft. Auf zwei Schritte Distanz hätte man sie für Soldatenjungen angesehen. Als jedoch der Sergeant herantrat, um sich zu erkennen zu geben, beleuchteten unsere Laternen einen kleinen, verwitterten, runzligen Alten mit blinzelnden Augen und einem weissen Bocksbärtchen. Der Soldatenjunge war seine hundert Jahre alt. Die Andern waren nicht viel jünger. Und dabei der Pariser Accent und eine Mordsmiene! Alte Bursche.

Am Abend vorher auf Vorposten ge-

schickt, hatten die unglücklichen Mobilen auf ihrem ersten Patrouillendienst sich verirrt. Man half ihnen bald auf den rechten Weg.

»Eilt euch, Kameraden; die Preussen greifen an.«

— »So, so! die Preussen greifen an,« sagten die armen Alten wie toll. Sie schwenkten ab und mit der Laterne, die vor ihnen hertanzte, verschwanden sie in der Nacht.

Ich kann den phantastischen Eindruck nicht schildern, den diese Gnomen auf mich machten. Sie sahen so erschrocken, so alt, so müde drein. Es war Einem, als müssten sie von weit her gekommen sein. Ich dachte an eine Geisterpatrouille, die seit 1848 in der Irre umherzog, seit dreiundzwanzig Jahren ihren Weg suchte.

Die Insurgenten des Fauburg Saint-Antoine erinnerten mich an diese Erscheinung. Da traf ich wieder die Veteranen von 48, die ewig Verirrten, gealtert aber unverändert; ich traf den Aufständischen mit weissem Haar, und mit ihm das unvergessene Spiel des Bürgerkriegs, die klassischen, zwei oder drei Stockwerke hohen Barricaden, die rothe

Fahne darauf, die melodramatischen Stellungen an den Geschützen, die aufgestreiften Aermel, die bärbeissigen Gesichter.

»Nicht stehen bleiben, Bürger!« und dazu gleich das Bajonett gefällt...

Und der Lärm, das Getöse in dieser Vorstadt unseres Babylon! Von der Barrière du Trône draussen bis an den Bastillenplatz ein unaufhörliches Werdarufen, Waffentragen, Hausdurchsuchen, Verhaften, Clubreden auf offener Strasse, endlose Aufzüge, Hanswurstpatrouillen, die ihre Parole vergessen haben, Chassepots, die von selber losgehen, anrüchige Frauenzimmer, die vor's Comité in der Rue Basfroid geführt werden, und der Rappel, und der Generalmarsch und das Sturmläuten. O das Sturmläuten! Stundenlang zerren sie wie wahnsinnig an den Strängen! Sobald der Tag zu sinken beginnt, geht der Teufel los und die Glocken müssen tanzen wie die Schellen an der Narrenkappe. Es giebt ein Sturmläuten des Betrunkenen, ein phantastisches, unregelmässiges, wie von Aufstossen unterbrochenes Schnauben; es giebt ein überzeugtes, rasendes, armverrenkendes Sturm-

läuten, das nicht ruht, bis das Seil zerreisst; dann das matte, begeisterungslose Sturmläuten, dessen schläfrige Klänge träge herniedertönen, wie das gedankenlose Gebimmel der Glocke, welche Feierabend verkündet...

Bei all' dem Getöse, der Fieberwuth des Geläutes und der Sinnesverwirrung in den Köpfen hat Eines mich überrascht: die Stille in der Rue Lappe und den umliegenden Gassen und Passagen. Da ist so eine Art Ghetto von Auvergnaten, wo die Leute friedlich mit altem Eisen kramen und sich so wenig um den Aufstand scheren als lebten sie tausend Meilen davon entfernt. Die Männer waren alle in ihren schwarzen Werkstätten beschäftigt, die Weiber schwatzten auvergnatisch auf der Thürschwelle und strickten dazu ihre Strümpfe, und die kleinen krausköpfigen Kinder, die Haare voller Eisenfeilicht, wälzten sich im Staub der Gasse.

## Der Fähnrich.

### I.

Das Regiment stand in Schlachtordnung auf einem Eisenbahndamm und diente der preussischen Division im gegenüberliegenden Walde als Zielscheibe. Man beschoss sich auf achtzig Meter Entfernung. Mitten aus dem tapfern Regiment erhob sich stolz die Fahne. So weit das Auge reichte, Weizenfelder und Wiesen im sinkenden Sonnenlicht und der in dicken Pulverrauch eingehüllte, wirre Menschenknäuel erinnerte an eine Heerde, die auf offnem Felde vom Wirbelwind eines heranstürmenden Gewitters überrascht wird.

Denn es regnete Geschosse auf jenen Eisenbahndamm. Man hörte nur das Knattern der Gewehre, den dumpfen Anprall der blechernen Kochgeschirre, die den Graben hinabrollten, und die Kugeln sausten mit unheimlichem Schrillen über das Schlachtfeld. Die Fahne, welche die Kämpfenden überragte, schwankte von Zeit zu Zeit unter den Schauern der Geschosse hin und her und senkte sich im Qualm; da tönte eine ernste, stolze Stimme durch das Krachen des Gewehrfeuers, durch das Stöhnen und Fluchen der Verwundeten: »Zur Fahne, Kinder, zur Fahne!...« Sogleich stürzte sich ein Officier wie ein Schatten in den röthlichen Dampf und die heroische Fahne war wieder auferstanden und flatterte lebhaft über dem Schlachtengraus.

Zweiundzwanzig Mal fiel sie!... Zweiundzwanzig Mal wurde der einer sterbenden Hand entglittene, noch warme Schaft wieder erfasst und aufgerichtet, und als in der untergehenden Sonne Alles was vom Regimente noch übrig geblieben — kaum eine Handvoll Leute — sich langsam zurückzog, war die Fahne in den Händen des Sergenten Hornus,

des dreiundzwanzigsten Fähnrichs an diesem Tage, nur noch ein armseliger Fetzen.

## II.

Dieser Sergent Hornus war eigentlich ein alter dreifacher Esel, der kaum seinen Namen schreiben konnte und zwanzig Jahre gebraucht hatte, um seine Unterofficierstressen zu erringen. Alles Elend eines Findelkindes, die ganze Verdummung des Kasernenlebens erkannte man aus seiner niedern, plumpen Stirn, dem vom Tornister gebeugten Rücken, dem mechanischen Gang des Soldaten in Reih' und Glied. Dabei stotterte er ein wenig; doch zum Fähnrich braucht es keine Beredsamkeit. Am Abend nach der Schlacht sagte der Oberst zu ihm: »Du hast die Fahne, mein Junge; so behalte sie.« Und auf den schlichten Mantel, der so manchen Sturm erlebt, nähte die Marketenderin sofort die goldene Schnur des Unterlieutenants.

Dies war der einzige Stolz in einem Leben voller Demüthigungen. Von dem Augenblicke an hielt der alte Soldat sich kerzengerade. Der arme Kerl, der gewohnt war, mit ge-

beugtem Rücken und niedergeschlagenen Augen zu marschiren, schaute von nun an stolz darein; sein Blick war stets nach oben gekehrt, um den Fetzen Stoff noch zu sehen, und ihn ganz aufrecht über alle Schrecken des Todes, über die Schmach des Verraths und der Niederlage zu erheben.

An einem Schlachttage gab es keinen glücklicheren Menschen als Hornus, wenn er mit beiden Händen den im Lederbecher fest aufsitzenden Schaft hielt. Er sprach nicht, er regte sich nicht. Ernst stand er da, wie ein Priester mit dem Allerheiligsten. Sein ganzes Leben, sein ganzes Dasein ruhte in den Fingern, die den Schaft mit dem goldschimmernden Fetzen umklammerten, durch den die Kugeln pfiffen. Und aus seinen trotzigen, dem Feinde zugekehrten Augen sprach es herausfordernd: »Versucht es einmal, sie mir zu nehmen!...«

Niemand versuchte es, nicht einmal der Tod. Nach Borny, nach Gravelotte, nach den mörderischsten Schlachten, war die Fahne immer aufrecht, zerlöchert, zerfetzt, immer in den Händen des alten Hornus.

## III.

Dann kam der Monat September, die Armee stand vor Metz, es folgte die Einschliessung und das lange Stillliegen auf nassem Boden. Die Kanonen verrosteten und die ersten Truppen der Welt siechten dahin in Unthätigkeit, aus Mangel an Lebensmitteln und Mangel an Nachrichten. Führer und Soldaten hatten jede Hoffnung aufgegeben; nur Hornus war vertrauensvoll. Sein dreifarbiger Fahnenzipfel war ihm Alles, und so lange er ihn in seiner Nähe wusste, war noch nichts für ihn verloren. Da man sich aber nicht schlug, hielt unglücklicherweise der Oberst die Fahne bei sich in einer Vorstadt von Metz, und dem braven Hornus war nun zu Muthe wie etwa einer Mutter, die ihr Kind zu einer Nähramme gegeben. Unaufhörlich dachte er an die Fahne. Wenn ihn dann die Sehnsucht gar zu sehr plagte, dann rannte er schnurstracks nach Metz und hatte er sie ruhig an derselben Stelle an die Wand gelehnt gesehen, dann kehrte er voller Muth, voller Geduld zurück und brachte einen Vorrath von kriege-

rischen Träumen mit heim, Träumen von gewaltigen Schlachten, siegreichen Märschen in Feindesland, und die drei Farben flatterten dann stolz auf preussischen Wällen.

Ein Tagesbefehl des Marschalls Bazaine warf jedoch alle diese Träume in ihr Nichts zurück. Eines Morgens sah Hornus beim Erwachen das ganze Lager in Aufruhr, die Soldaten standen in Gruppen zusammen, stiessen ein Wuthgeschrei aus und richteten ihre drohenden Fäuste nach der Stadt, als ob ihr Zorn auf einen einzigen Schuldigen hinwiese. »Holt ihn her! erschiesst ihn!...« riefen tausend Stimmen. Und die Officiere liessen sie rufen... Sie gingen gesenkten Blickes auf die Seite, als schämten sie sich vor ihren Leuten. Es war eine Schmach in der That. Man hatte einem Heere von hundertfünfzigtausend Mann, Alle wohlbewaffnet und kampffähig, den Befehl des Marschalls vorgelesen, der sie ohne Schwertstreich dem Feinde übergab.

»Und die Fahnen?« fragte Hornus erbleichend... Die Fahnen werden mit allem Uebrigen, mit den Waffen, mit dem Rest des Kriegsgeräthes übergeben, Alles...

»Do... Do... Donner und Teufel!...« stammelte der arme Fähnrich. »Die Meine aber sollen sie nicht haben...« Und er rannte wie gehetzt in die Stadt hinein.

## IV.

Hier herrschte ebenfalls eine furchtbare Aufregung. Nationalgarden, Bürger und Mobile schrieen und zeterten. Abordnungen begaben sich, vor innerer Wuth bebend, zum Marschall. Hornus aber sah und hörte nichts von alle dem. Er redete mit sich selber, während er die Vorstadt hinaufeilte.

»Mir meine Fahne nehmen!... Warum nicht gar! Ist das möglich? Hat er das Recht dazu? Er mag den Preussen geben, was sein ist, seine vergoldeten Wagen und das Silbergeschirr, das er aus Mexico mitgebracht hat! Aber die Fahne, sie ist mein eigen... Sie ist meine Ehre. Ich verbiete es, sie anzurühren.«

Diese kurzen Sätze wurden durch das hastige Laufen und seine stotternde Zunge wie zerhackt hervorgestossen; im Grunde seiner Seele aber hatte der Alte seine Idee... die sehr klare, unumstössliche Idee, die Fahne

zu nehmen, sie mitten in's Regiment zu tragen, und mit Allen, die ihm folgen wollten, gegen die Preussen zu marschiren.

Als er endlich am Ziele war, liess man ihn nicht einmal in's Haus. Der Oberst, ebenfalls rasend, wollte Niemand vorlassen... Hornus aber liess sich nicht abweisen.

Er schüttelte die Schildwache, fluchte, schrie: »Meine Fahne... ich will meine Fahne...« Endlich wurde ein Fenster aufgerissen.

»Du bist es, Hornus?«

— Zu Befehl ja, Herr Oberst, ich...

— Alle Fahnen sind im Zeughaus... Du brauchst nur hinzugehen, man wird Dir eine Quittung geben...

— Eine Quittung?... Was soll ich damit?...

— Das ist der Befehl des Marschalls...

— Aber, Herr Oberst...

— Scher' Dich zum Teufel!... und das Fenster wurde zugeschlagen.

Der alte Hornus wankte fort wie ein Betrunkener.

»Eine Quittung... eine Quittung...« wiederholte er mechanisch... Endlich marschirte er wieder drauf los, er hatte nur das Eine ver-

standen: dass die Fahne im Zeughause sei und dass er sie um jeden Preis wiederhaben müsse.

## V.

Die Thore des Zeughauses waren weit aufgesperrt, um die preussischen Gepäckwagen einzulassen, die im Hofe warteten. Hornus schauderte es, als er eintrat. Da standen stumm, mit blutendem Herzen, alle anderen Fähnriche, fünfzig oder sechzig Officiere; und dazu im Regen die finstern Wagen, die Männer barhäuptig dahinter — ein wahres Leichenbegängniss.

Dort im Winkel lagen auf dem schmutzigen Pflaster in einem Haufen wirr durcheinander sämmtliche Fahnen von der Armee Bazaine's. Ein trauriges Schauspiel, die Fetzen lichter Seide, die Stücke goldner Fransen und feingearbeiteter Schäfte, all' diese Ruhmeszeugnisse auf dem Boden, in Regen und Koth. Ein Officier von der Heeresverwaltung hob eine nach der andern auf und bei Nennung seines Regiments trat jeder Fähnrich vor, um seine Quittung in Empfang zu nehmen.

Stramm, unempfindlich beaufsichtigten zwei preussische Officiere das Geschäft der Ladung.

Und so gingt ihr dahin, heilige Ruhmeszeugen, und entfaltetet eure auf dem Schlachtfeld empfangenen Risse und streiftet, traurig wie ein Vogel mit gebrochenen Flügeln, das feuchte Pflaster! So gingt ihr dahin, eure Schönheit mit Schmach befleckt und jede von euch nahm ein Stück Frankreich mit sich fort. Von den langen Märschen haftete noch der Sonnenschein in euren verblichenen Falten. Mit den Löchern, welche die Kugeln gerissen, bewahrtet ihr die Erinnerung an die unbekannten Todten, die das Schlachtengeschick unter eurem Schatten hinweggerafft...

»Hornus, es ist an Dir... Man ruft Dich... hole Deine Quittung...«

Ja wohl, eine Quittung!

Da lag die Fahne zu seinen Füssen. Es war die seinige, die schönste, die zerfetzteste von Allen... Und als er sie wieder erblickte, war es ihm, als stände er noch droben auf jenem Eisenbahndamm. Er hörte die Kugeln pfeifen, das Krachen der zertrümmerten Blechgeschirre und die Stimme des Obersten: »Zur

Fahne, Kinder!...« Er sah seine zweiundzwanzig Kameraden dahingestreckt und er, der dreiundzwanzigste, an ihm war jetzt die Reihe, und er eilte hin, um die arme, sinkende Fahne zu stützen, zu erheben. An jenem Tage hatte er geschworen, sie zu vertheidigen, sie bis in den Tod zu bewahren. Und nun...

Der Gedanke daran trieb ihm alles Blut zu Kopfe. Ausser sich, sinnlos, stürzte er sich auf den preussischen Officier, entriss ihm den vielgeliebten Ehrenschatz, erfasste ihn mit beiden Händen, versuchte es, ihn aufzurichten, recht hoch, recht grade; zu rufen: »Zur Fah...,« aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Er fühlte, wie der Schaft zitterte, seinen Händen entglitt. In der drückenden, dumpfen Todesluft, die so schwer auf einer dem Feinde übergebenen Stadt ruht, können Fahnen nicht mehr flattern, kann was stolz ist, nicht mehr leben... Und der alte Hornus stürzte zu Boden, vom Schlage gerührt.

## Der Tod Chauvin's.

Es war an einem Sonntag, im Waggon, ganz zu Anfang des sogenannten spanisch-preussischen Zwischenfalls, als ich ihm zum Erstenmal begegnete. Ich hatte ihn niemals gesehen und doch erkannte ich ihn auf den ersten Blick. Gross, knochig, grauhaarig, rothes Gesicht, Habichtsnase, runde zornglühende Augen, die nur für den decorirten Herrn in der Ecke freundlicher leuchteten; niedere, schmale, eigensinnige Stirn, eine jener Stirnen, in der derselbe Gedanke, an derselben Stelle fortwährend arbeitend, am Ende eine einzige, tiefe Furche gebohrt hat; in der ganzen Haltung ein Ge-

misch von Einfaltspinsel und Polterer, und dazu das fürchterliche, rollende *rr*, wenn er von »Frrankrreich« und der »frranzösischen Fahne« sprach. Ich sagte mir leise: »Das ist Chauvin!«

Es war in der That Chauvin und Chauvin in seiner Blüthe, wie er declamirt, gesticulirt, Preussen mit seinem Journal ohrfeigt, in Berlin einzieht, trunken, taub, blind, wahnsinnig. Keine Verständigung, keine Versöhnung möglich. Der Krieg! der Krieg um jeden Preis!

»Und wenn wir nicht fertig sind, Chauvin?..«

— Herr, die Frranzosen sind immer fertig!... antwortete Chauvin, sich in die Brust werfend und unter seinem stachligen Schnurrbart rasselten die *rr*, dass die Scheiben klirrten... Ein widerwärtig abgeschmackter Mensch! Wie waren mir jetzt alle Witze, alle Schnurren, die mit seinem Namen alt geworden sind und ihm eine lächerliche Berühmtheit bereitet haben, so leicht verständlich!

Nach dieser ersten Begegnung hatte ich mir geschworen, ihm auszuweichen, aber ein sonderbares Verhängniss führte ihn immer

wieder auf meinen Weg. Zuerst im Luxemburg-Palast, am Tage, da Herr von Grammont feierlich den versammelten Senatoren verkündete, dass der Krieg erklärt sei. Den meckernden Beifallsturm übertönte ein gewaltiges „*Vive la France!*“ von der Tribüne herab und oben erblickte ich Chauvin, der mit seinen langen Armen in der Luft umherfuchtelte. Bald darauf sah ich ihn wieder in der Oper; da stand er hochaufgerichtet in Girardins Loge und verlangte den „*Rhin allemand*“ und den Sängern, die ihn noch nicht gelernt hatten, rief er zu: »Es braucht also mehr Zeit dazu ihn zu lernen, als ihn zu erobern!...«

Bald wurde ich ihn gar nicht mehr los. Der vertrackte Chauvin war überall zu sehen, an den Strassenecken, auf einer Bank oder einem Tisch der Boulevards gesticulirend, unter den Tambours, den wehenden Fahnen, beim Klang der Marseillaise. Hier vertheilte er Cigarren unter die abmarschirenden Soldaten, dort begrüsste er in die Hände klatschend die Ambulancen, überall um Hauptes-höhe die Menge überragend und dabei so

lärmend, schreiend, Alles überwältigend, dass es Einem schien, es seien sechsmalhunderttausend Chauvins in Paris. Man hätte sich in seinen vier Wänden einschliessen mögen, Thüren und Fenster verrammeln, um der unerträglichen Erscheinung zu entgehen.

Wie war das aber möglich nach Weissenburg, nach Forbach und der ganzen Reihe von Niederlagen, die in dem unseligen Monat August wie ein schwerer Fiebertraum uns heimsuchten! Wie war es möglich, sich der nie rastenden Unruhe zu erwehren, die uns auf die Strasse hinabdrängte, um die Neuigkeiten, die Zettel an den Ecken zu lesen und uns die ganze Nacht hindurch unter dem fahlen Gaslicht unsere verstörten Gesichter zu zeigen? Auch in solchen Nächten erkannte ich noch Chauvin. Er ging mitten unter die schweigsamen Haufen, war stets voller Hoffnung, hatte immer gute Nachrichten, war des Erfolges trotz alledem gewiss und erzählte euch zwanzig Mal, dass »die weissen Bismarck-Kürassiere bis auf den letzten Mann vernichtet worden...«

Sonderbar! Bald schien mir Chauvin nicht

mehr so lächerlich. Ich glaubte nicht ein Wort von dem, was er sagte; und doch, ich hörte ihm gern zu. Bei all' seiner Verblendung, seinem blödsinnigen Stolz, seiner Unwissenheit, ahnte man in dem Teufelskerl eine zähe Lebenskraft, die Einem wie eine innere Flamme das Herz erwärmte.

O, während der langen Monate der Belagerung, während jenes fürchterlichen Winters mit seinem niederträchtigen Brod und seinem Pferdefleisch bedurften wir dieser Flamme sehr. Alle Pariser müssen es ihm bezeugen: ohne Chauvin hätte die Stadt sich nicht acht Tage gehalten. Gleich zu Anfang sagte ja Trochu: »Sie werden einziehen, wann sie wollen.«

»Sie werden nicht einziehen,« sagte Chauvin. Chauvin hatte den Glauben, Trochu hatte ihn nicht. Chauvin glaubte an Alles, er glaubte an die phantastischsten Kriegspläne, an Bazaine, an die Ausfälle; jede Nacht hörte er die Kanonen des heranrückenden Chanzy in der Richtung von Etampes, die Plänkler Faidherbe's hinter Enghien, und wir Alle, was noch mehr sagen will, wir hörten

sie auch, so hatte endlich die Seele dieses heldenmüthigen Tropfs unsere eigene Seele gefangen genommen.

Braver Chauvin!

Immer war er es, der zuerst durch die trüben Schneewolken den kleinen weissen Flügel der Brieftaube entdeckte. Schickte Gambetta uns eine seiner beredten Tarasconnaden, so war er es wieder, der mit dröhnender Stimme sie an den Thüren der Mairien vordeclamirte. In den grausamen Decembernächten, wenn die langen Menschenreihen vor den Metzgerläden sich bildeten und vor Frost sich schüttelten, war Chauvin obenan; ihm war es zu danken, wenn die hungrigen Seelen die Kraft noch fanden, dabei zu lachen, zu singen und im Schnee zu tanzen...

Chauvin stimmte das Lied an: *Es frieret Stein und Bein, die Preussen lasst herein!* und die Holzschuhe schlugen den Tact dazu und unter den wollenen Kapuzen strahlten die armen bleichen Gesichter einen Augenblick in vollster Gesundheit. Aber ach, Alles das half zu nichts. Eines Abends, als ich

durch die Rue Drouot kam, sah ich eine ängstlich aufgeregte Menge schweigend vor der Mairie und hörte in dem grossen Paris ohne Wagen, ohne Licht, die Stimme Chauvins, die feierlich anschwellend ausrief: »Wir besetzen die Höhen von Montretout.« Acht Tage später war Alles zu Ende.

Von diesem Augenblick an erschien mir Chauvin nur noch in langen Zwischenräumen. Zwei oder drei Mal erblickte ich ihn auf dem Boulevard; er focht mit den Armen in der Luft, redete von »Revanche«, — wieder so ein rasselndes *r*; aber Niemand hörte ihn mehr an. Das leichtsinnige Paris sehnte sich nach seinen Vergnügungen zurück, das arbeitende Paris nach seinen Aufständen. Der arme Chauvin mochte sich heiser reden, die Menge, anstatt sich um ihn zu drängen, floh wo er sich nur von Weitem zeigte.

»Langweiler,« sagten die Einen.

»Polizeispion!« sagten die Andern... Dann kamen die Tage des Aufruhrs, die rothe Fahne, die Commune, Paris in der Gewalt der Wilden. Chauvin war verdächtig geworden, er wagte sich nicht vor die Thür. Doch

an dem famosen Tage, wo die Vendômesäule gestürzt wurde, musste er nothwendig auf dem Platze sein. Man ahnte seine Anwesenheit in der Menge. Die Strolche beschimpften ihn, ohne ihn zu sehen.

»Hoho Chauvin!...« riefen sie, und als die Säule fiel, erhoben die preussischen Officiere, die an einem Fenster des Generalstabsgebäudes Champagner tranken, ihre Gläser und lachten höhnisch: »Ha, ha, ha! Mossié Chaufin!«

Bis zum 23. Mai gab Chauvin kein Lebenszeichen mehr von sich. In ein Kellerloch gekauert, horchte der Unglückliche sehnsüchtig, ob die französischen Granatkugeln nicht über die Dächer von Paris sausten. Eines Tages endlich wagte er sich zwischen zwei Canonnaden vor die Thür seines Hauses. Die Strasse war verödet und sah viel grösser aus als sonst. Auf der einen Seite erhob sich drohend die Barrikade mit ihren Kanonen und der rothen Fahne, am andern Ende bemerkte er zwei Jäger von Vincennes, die gebückt, das Gewehr vorgestreckt, an der Mauer hinschlichen: die Truppen von Versailles waren eben in Paris eingerückt...

Chauvins Herz pochte vor Freude: „*Vive la France!*“ rief er frohlockend den Soldaten entgegen. Seine Stimme erstarb in einer doppelten Gewehrsalve.

Durch ein verhängnissvolles Missverständniss war der Unglückliche zwischen zwei unversöhnliche Gegner gerathen, die ihn niederschossen, während sie auf einander zielten. Man sah ihn zwischen die aufgerissenen Pflastersteine der Strasse hinstürzen und da lag er zwei Tage lang mit ausgestreckten Armen, mit erdfahlem Gesicht.

Also starb Chauvin als ein Opfer unserer Bürgerkriege. Er war der letzte Franzose.

## Elsass! Elsass!

Ich habe vor einigen Jahren eine Reise in's Elsass gemacht, die eine meiner schönsten Erinnerungen bleibt. Und es war nicht etwa eine abgeschmackte Reise im Eisenbahncoupé, auf der uns nichts geboten wird als der Anblick einer von Schienen und Telegraphendrähten zerschnittenen Landschaft, sondern eine Fussreise, das Ränzel auf dem Rücken, einen kräftigen Stock in der Faust und dazu einen Kameraden, der nicht viel schwatzte... Das heisse ich reisen und Alles was man so gesehen, verbleibt uns als voller Gewinn.

Jetzt besonders, wo das Elsass vermauert

für uns ist, erwachen mir aus der verlorenen Provinz alle damaligen Eindrücke mit der ganzen Frische des bei langen Fahrten in wundervollem Lande Unvorhergesehenen, wo die Wälder wie grosse grüne Schleier sich vor friedlichen, sonnenbeschienenen Dörfern erheben, wo bei einer Wendung des Berges die Kirchthürme, am Bachesrande Fabriken und Mühlen uns überraschen, und noch mehr die frischen Farben einer fremden Tracht, die sich lebhaft vom saftigen Grün der Wiesen abheben.

Alle Morgen waren wir bei Tagesanbruch auf den Beinen.

Mossié!... Mossié!... es ist vier Uhr! rief der Hausknecht. Man sprang hastig aus dem Bette, packte im Nu das Wenige zusammen und tastete sich die schmale, hölzerne, gebrechliche Treppe mit Gepolter hinab. Vor dem Aufbruch nahmen wir noch ein Glas Kirsch unten in der grossen Wirthshausküche, wo die knisternde Rebholzflamme schon in der Frühe flackert und der Morgennebel feucht an den Scheiben hängt. Dann vorwärts!

Anfangs war es sauer. Zu solcher Frühstunde liegt Einem noch die Müdigkeit des vorigen Tages in allen Gliedern. In den Augen liegt wie in der Luft noch der Schlaf. Nach und nach aber schwindet der frische Thau und die kalten Dünste verdampfen in der Sonne... Man geht kräftig drauf los...

Wenn die Hitze sich spüren liess, hielt man an einem Bach, einer Quelle, um zu frühstücken, und schlief beim Gemurmel des Wassers im Grase ein, um durch das Gesumme und Gesurre einer grossen Fliege geweckt zu werden... Nach der schwersten Sommergluth machte man sich wiederum auf den Weg. Bald senkte die Sonne sich und der Weg schien Einem kürzer. Man sah sich nach einem Ziel, einem Unterkommen um, und legte sich erschöpft in ein Wirthshausbett oder in eine Scheune oder wohl auch auf einen Heuschober unter Gottes freiem Himmel. Und das Vogelgezwitscher, das Rascheln von Insecten in den Blättern, ihre leichten Sprünge, ihre stillen Flügelschläge, alle diese nächtlichen Laute waren der Anfang eines Traumes für die schlafsüchtigen Glieder...

Wie hiessen alle die hübschen elsässischen Dörfer, die wir zerstreut auf unserem Wege berührten? Ich erinnere mich jetzt keines Namens mehr, aber sie sehen sich alle so gleich, besonders am Oberrhein, dass, nachdem ich zu so verschiedenen Tageszeiten ihrer so viele durchschritten, es mir ist, als hätte ich nur eines gesehen; die grosse Gasse, die kleinen bleigefassten, mit Rosen- und Hopfenblüthen umrankten Scheiben, die gegitterten Thüren, an welche gelehnt die Alten aus ihren grossen Pfeifen schmauchten, wo die Frauen sich suchend vorbeugten und nach den Kindern auf der Landstrasse riefen... Des Morgens, wenn wir vorüberkamen, lag dies Alles im Schlafe. Kaum, dass wir das Stroh in den Ställen rascheln hörten oder das schwere Athmen der Hunde vor den Thüren. Keine Stunde waren wir gegangen, und das Dorf erwachte. Die Fensterladen wurden aufgeschlagen, am Brunnen kreischte die Eimerkette, schwerfällig gingen die Kühe zur Tränke und verjagten sich die Fliegen mit ihren langen Schwänzen. Weiterhin war es wieder dasselbe Dorf, doch in der grossen, stillen Nach-

mittagsruhe, die kaum unterbrochen wurde vom trägen Singsang im Schulhaus oder vom Geräusch eines Bienenschwarms, der die Schlingpflanzen hinaufsummte bis zu den obersten Ranken an den Giebeln der Bauernhäuser. Manchmal, weit abseits, ein kleiner Erdenfleck, der nicht mehr an das Dorf, sondern an die Provinzialstadt erinnerte; ein weisses, zweistöckiges Haus mit dem ganz neuen, glänzenden Blech einer Feuerversicherung, dem Schild eines Notars oder der Glocke eines Arztes. Beim Vorübergehen hörte man einen Walzer auf dem Piano oder eine etwas verblasste Melodie, die sich durch die Fensterladen bis auf die sonnige Strasse hinausstahl. Später, in der Abenddämmerung, zog das Rindvieh vom Felde heimwärts und die Spinnereien öffneten ihre Säle. Alle Welt war draussen, Schaaren blondhaariger Kinder auf der Gasse, und die Scheiben der Häuser leuchteten auf, man wusste nicht wie, von einem verirrten Strahl der untergehenden Sonne...

Woran ich mit Entzücken noch denke, das ist das elsässische Dorf an einem Sonn-

tag Morgen während des Gottesdienstes. Alle Gassen menschenleer, in den Häusern keine Seele, nur vor der Thür hie und da ein Greis der in der Sonne sich wärmt. Das Gotteshaus ist angefüllt, die Fenster von jenem röthlich-matten Schein angehaucht, den brennende Wachskerzen am Tage verbreiten; vom Kirchengesang dringen einzelne starke Töne hinaus in's Freie und ein Chorknabe in scharlachrothem Röckchen eilt barhäuptig über den Platz, das Rauchfass in der Hand, um beim Bäcker glühende Kohlen zu holen...

Manchmal liessen wir auch ganze Tage vorübergehen, ohne eigentlich in's Dorf zu treten. Wir suchten das Dickicht auf, die versteckten Wege, das junge Gehölz an den Ufern des Rheins, da wo seine grünen Fluthen in dem von Insecten wimmelnden Sumpfland sich vergessen. Von Zeit zu Zeit zeigte sich der grosse Strom jenseits des wirren Netzes seiner Nebenarme mit Flössen beladen, mit Kähnen voll grünen Gesträuchs, das auf den Inseln geholt worden, und diese Fahrzeuge selber glichen schwimmenden Inseln in der wogenden Fluth. Dann war es der Rhein-

Rhonecanal mit seinen unabsehbaren Pappeln am Rande, die sich über das eng gebettete Wasser hin die grünen Zweige reichten. Da und dort unter dem Uferdamm das Häuschen eines Schleusenmeisters, Kinder, die barfuss über die Balken der Schleuse liefen, und im spritzenden Schaum grosse Holzmassen, die langsam fortschwammen und die ganze Breite des Canals ausfüllten.

Nachher, wenn wir der Zickzackwege und des ziellosen Umherstreifens müde waren, wählten wir die grosse, grade, mit Nussbäumen bepflanzte, schattige Strasse nach Basel, die Vogesen zur Rechten, den Schwarzwald zur Linken.

Wie süss war dann an schwülen Julitagen die Rast auf jener Basler Strasse. Im trocknen Grase des Chausseegrabens lagen wir lang hingestreckt und hörten den Ruf der Rebhühner von einem Feld zum andern und über unsern Häuptern zog sich die breite Landstrasse hin mit ihren melancholischen Frachtwagen. Das Fluchen des Fuhrknechts, ein Schellengeklingel, das Stöhnen der Ochsen, das Gehämmer eines Steinklopfers, der

Galopp eines Gendarmen, der eine grosse Gänseheerde in die Flucht trieb, Hausirer mit schweren Ballen auf dem Rücken und in rotheingefasstem, blauem Kittel der Briefträger, der plötzlich von der Landstrasse abbiegt, um zwischen wilden Hecken einen kleinen Fussweg einzuschlagen; man ahnt etwas wie einen Weiler, eine Meierei, ein einsames Menschendasein ganz am Ende...

Und dann die hübschen Ueberraschungen der Fussreise, Abkürzungen, die als Verlängerungen sich ausweisen, Wege, die Einen durch ihr Wagengeleise und ein Pferdegetrappel einladen und zuletzt mitten in einen Acker führen; taube, verschlossene Thüren, die auf kein Pochen antworten, übervolle Wirthshäuser, und dann der Platzregen, der herrliche Platzregen an Sommertagen, der sich so schnell in der heissen Luft verflüchtigt, dass die Felder, die Wolle auf den Schafen, sogar der Mantel des Schäfers davon dampft.

Ich erinnere mich eines furchtbaren Gewitters, das uns mitten im Walde beim Hinabsteigen vom Elsässer Blauen überraschte.

Als wir droben das Wirthshaus verliessen, hingen die Wolken unter uns. Einige Tannen überragten sie mit ihren Kronen; je weiter wir aber hinunterkamen, um so tiefer drangen wir in den Wind, den Regen, den Hagel vor. Bald befanden wir uns in einem Kreuzfeuer von Blitzen. Unmittelbar in unserer Nähe stürzte eine Tanne vom Wetterschlag zerschmettert und als wir uns einen schmalen Pfad hinabgleiten liessen, auf dem die Holzschläger ihre Stämme hinabschleifen, sahen wir durch den Regenschleier eine Gruppe kleiner Mädchen, die in einer Felsenhöhlung Schutz gesucht. Da sassen sie ängstlich an einander gedrängt, ihre Kattunkleidchen hatten sie sorglich zusammengerafft und in den Händen hielten sie kleine Weidenkörbchen mit frisch gepflückten Blaubeeren. Auf den Früchten spielte das Licht, und die kleinen, dunkeln Augen, die von dem Felsen hervor uns betrachteten, glichen ebenfalls feuchten Blaubeeren. Die mächtige Tanne, die am Boden lag, die Donnerschläge, die kleinen zerlumpten und reizenden Waldläufer; man dachte dabei an

eine Geschichte vom Domherrn Christoph von Schmid.

Nun aber die Wonne bei der Einkehr in Rouge-Goutte! Das herrliche Kaminfeuer, an dem wir uns trockneten, während in der Pfanne die Omelette backte, die unnachahmliche Elsässer Omelette, goldgelb und zwischen den Zähnen krachend wie ein Kuchen.

Am Morgen nach diesem Gewitter sah ich ein ergreifendes Bild:

Auf dem Wege nach Dammerkirch, als ich um eine Hecke bog, stiess ich auf ein prächtiges Feld; es war vom Regen und Hagel zerschlagen, zerwühlt und verwüstet, die gebrochenen Halme lagen jammervoll nach allen Richtungen hin auf dem Boden zerstreut. Die schweren, reifen Aehren liessen die Körner in den Koth fallen und Schwärme von Vögeln waren über die verlorene Ernte hergefallen und schwirrten zwischen dem nassen Stroh und zerstreuten die Frucht rings umher. Unter der hellen Sonne, dem reinen Himmel, ein Bild des Krieges... Ein langer, knochiger Bauer in der alten elsässischen Tracht stand am Rande des verwüsteten

Feldes und betrachtete es schweigend. Es lag ein tiefer Schmerz in seinem Gesicht, aber auch Ergebung und Friede, etwas von einer unbegränzten Hoffnung, als ob eine innere Stimme ihm gesagt, dass unter den niedergeschlagenen Aehren ihm immer noch der lebendige, fruchtbare, treue Boden bleibe, und so lange dieser sein sei, dürfe er nicht verzweifeln.

## Die Caravanserai.

Nicht ohne zu lachen kann ich der Enttäuschung gedenken, die ich empfand, als ich zum Erstenmale eine algierische Caravanserai betrat. Dies blendende Wort, in welchen der Orient von Tausend und Eine Nacht mit zauberischem Glanze sich spiegelt, hatte in meiner Phantasie ganze Reihen von feingezackten Bogengängen aufgebaut, maurische Höfe mit Palmen bepflanzt, wo kühlende Springbrunnen ihre melancholischen Wasserperlen auf den Schmelz buntfarbiger Faïenceplatten tropfen liessen; rings umher Reisende

in leichten Pantoffeln, auf Strohmatten oder Teppichen hingestreckt, aus langen Pfeifen im Schatten der Terrassen rauchend, und von diesem Rastort stieg zu der grossen Sonne der Caravanen ein betäubender Geruch von Moschus, verbranntem Leder, Rosenessenz und goldgelbem Tabak empor.

Die Worte sind stets poetischer als die Dinge. Statt der Caravanserai, wie ich sie mir gedacht, sah ich ein altes Wirthshaus, wie wir in Frankreich es haben, ein Wirthshaus an der Landstrasse, eine Poststation, eine Fuhrmannsherberge mit dem Stechpalmenzweig über der Thür und daneben eine Steinbank und das ganze Zubehör von Höfen, Wagenschuppen, Scheuern und Ställen. Wie weit entfernt war dies Alles von meinem Traum aus Tausend und Eine Nacht; nach der ersten Enttäuschung empfand ich jedoch schnell genug den Reiz und die malerische Wirkung dieses fränkischen Gasthauses, das hundert Stunden von Algier wie verloren mitten in einer ungeheuren Ebene dalag, die am Horizont von einer Linie wellenförmiger blauer Hügel begränzt war. Auf der einen Seite der

Orient aus der Hirtenzeit, einige Maisfelder, ein Fluss mit Oleanderbüschen an den Ufern, die weisse Kuppel eines alten Grabmals; auf der andern Seite der breite Heerweg, der in diese alttestamentliche Landschaft das Geräusch und das Drängen und Treiben europäischen Lebens bringt. Diese Mischung von Morgen- und Abendland, dieser bunte Blumenstrauss aus dem modernen Algier gab der Caravanserai der Madame Schontz eine so heitere, so originelle Physiognomie.

Ich sehe noch die Postkutsche von Tlemcen in den grossen Hof hereinfahren, mitten unter ruhende Kameele, die mit Burnus und Straussenfedern hochbeladen dort liegen. Unter den Wagenschuppen bereiten Neger sich ihren Cuscussu, Colonisten packen einen Modellpflug aus, Malteser spielen Karten auf einem Getreidemaass. Die Reisenden steigen ab, die Pferde werden gewechselt, es ist ein wirres Gedränge in dem Hofe. Ein Spahi in rothem Mantel reitet eine Fantasia für die Wirthstochter, zwei Gendarmen halten vor der Küchenthür und trinken ein Glas, ohne vom Pferde zu steigen; in einem Winkel

schlafen auf Wollsäcken blaubestrumpfte algierische Juden; sie warten auf die Eröffnung des Marktes, denn zweimal wöchentlich wird ein grosser arabischer Markt im Umkreis der Caravanserai abgehalten.

An solchen Tagen erblickte ich, wenn ich des Morgens mein Fenster öffnete, eine Unzahl kleiner Zelte, ein vielfarbiges Menschengewoge, aus welchem die rothen Schoschias der Kabylen wie die Mohnblumen im Felde hervortreten, und bis zum sinkenden Tag ein Geschrei, ein Gezänk, und ein Gewimmel von charakteristischen Gestalten. Abends wurden die Zelte zusammengelegt. Menschen, Pferde, Alles ging fort mit dem Lichte, wie jene wirbelnden, mikroskopischen Welten, die mit den Sonnenstrahlen verschwinden. Ueber der weiten Flur wurde es stille und in der Abenddämmerung des Orients schillerte die Luft wie Seifenblasen in den Farben des Regenbogens... Während zehn Minuten war Alles rosig angehaucht. Am Thor zur Caravanserai, erinnere ich mich, war ein alter Brunnen so sehr von Abendroth umhüllt, dass sein verwitterter Deck-

stein aussah wie rosenrother Marmor; der Eimer flammte, vom Seile sprühten Feuerfunken...

Nach und nach verblassen die kräftigen Rubinfarben und gingen in melancholisches Lila über; dann wurde auch dieses allmälig im Dunkel verwischt. Ein wirres Geräusch durcheilte die ungeheure Fläche. Plötzlich erschallte in der Finsterniss, in der tiefen Stille, die wilde Musik der afrikanischen Nächte; das ängstliche Geklapper der Störche, das Bellen der Schakale und Hyänen und von Zeit zu Zeit ein dumpfes, beinahe feierliches Brüllen, dass die Pferde in den Ställen, die Kameele unter den Schutzdächern der Höfe davor erzitterten...

Welch' ein Genuss, aus der kalten, tiefen Nacht, die rings um das Haus herrscht, in den Speisesaal der Caravanserai zu treten und hier wieder fröhliches Lachen, Wärme, Licht anzutreffen und jenen angenehmen Luxus an frischen Tischtüchern und funkelnden Crystallgläsern, der so ganz und gar französisch ist! Madame Schontz, eine ehemalige Mülhauser Schönheit, macht die Wir-

thin und neben ihr die hübsche Mademoiselle Schontz, die mit ihrem sonnverbrannten Gesicht und der grossen schwarzseidenen elsässer Schleife auf dem Kopfe an eine wilde Rose von Gebwyler erinnerte, auf der ein Schmetterling mit ausgebreiteten Flügeln Platz genommen... Waren es die Augen der Tochter oder der leichte, goldige, wie Champagner schäumende elsässer Wein, den die Mutter zum Nachtisch einschenkte? Sicher ist, dass der Tisch in der Caravanserai weitberühmt in Afrika war... Die himmelblauen Waffenröcke gefielen sich hier ebensowohl, wie die kurzen mit Schnüren verzierten Husarenjacken, und bis in die tiefe Nacht hinein leuchtete es hell aus den Fenstern des grossen Wirthshauses.

Nach beendigter Mahlzeit wurde ein altes Piano geöffnet, das wohl seit zwanzig Jahren an der Wand geschlafen hatte, und nun erklangen französische Lieder, oder auch ein junger Werther mit hängender Säbeltasche drehte sich im Kreise mit Mademoiselle Schontz nach der Melodie des Lauterbacher. Bei der etwas lärmenden Soldatenlust, dem

Klirren der Säbel, der Gläser, der Sporen, machte der wiegende Rhythmus zweier im Gleichmaass nach dem Walzertakte sich bewegenden, in Eintracht schlagenden Herzen, machten die stummen Liebesschwüre, die mit den letzten schmachtenden Accorden erstarben, eine eigenthümlich rührende Wirkung auf mich.

Manchmal wurden am späten Abend plötzlich die beiden Flügel des Thores zur Caravanserai geöffnet und Hufschlag ertönte im Hofe. Ein Aga aus der Nachbarschaft war es, der bei seinen Weibern sich langweilte und etwas vom abendländischen Leben zu kosten begehrte, das Piano der Rumis hören und einmal französischen Wein trinken wollte... »Ein einziger Tropfen Weines ist verdammt,« sagt der Koran; aber das Gesetz lässt mit sich handeln. Bei jedem frisch eingeschenkten Glase schöpfte der Aga einen Tropfen daraus mit dem Finger, schüttelte ihn feierlich ab und nun, da der verdammte Tropfen gefallen war, trank er den Rest ohne Gewissensbisse. Berauscht von Musik und Licht, legte der Araber in seinen Burnus gehüllt

sich auf den Boden, zeigte still vor sich hin lächelnd seine weissen Zähne und folgte den Windungen des Walzers mit flammenden Blicken.

...Ach! Wo sind jetzt die Tänzer von Mademoiselle Schontz? wo sind die himmelblauen Waffenröcke, die hübschen Husaren mit ihren Wespentaillen? In den Hopfengärten von Weissenburg, in den Kleefeldern von Gravelotte... Niemand kommt mehr in die Caravanserai der Madame Schontz, um leichten Elsässerwein zu trinken. Die beiden Frauen starben mit der Büchse in der Hand, als sie ihre in Brand gesteckte Caravanserai gegen die Araber vertheidigten. Von dem alten einst so lebendigen Wirthshause stehen nur noch die verkalkten Mauern, das nackte Skelett des grossen Gebäudes. Schakale schwärmen des Nachts in den Höfen. Da und dort erhebt sich noch der Rest eines Stalls, ein von der Flamme verschont gebliebenes Obdach wie ein Schatten von Leben, und der Wind, jener unselige Wind, der seit zwei Jahren von den Ufern des Rheins bis nach Laghuat, von der Saar bis an

die Sahara über unser armes Frankreich weht, lässt seine schaurige Stimme noch in diesen Ruinen vernehmen und rüttelt an den schwanken Thüren, dass sie wehmüthig stöhnen.

## Das Band der Ehrenlegion.

Eines Abends wurde ich in Algier nach beendigter Jagd, einige Stunden von Orléansville, in der Ebene des Schelif, von einem starken Gewitter überrascht. Keine Spur von einem Dorfe oder einer Caravanserai in Sicht. So weit das Auge reichte, nichts als Zwergpalmen, dichte Mastixgehölze und frischgepflügte Aecker. Und der Schelif, vom Gewitterregen angeschwollen, toste und tobte; so hatte ich die beunruhigende Aussicht, möglicherweise die Nacht in einem Sumpfmoor zuzubringen. Zum Glück erinnerte sich der Civildolmetscher aus dem Bureau von Milianah, der mich begleitete, dass in

einer Terrainfalte ganz in der Nähe ein Stamm seine Wohnsitze hatte, dass er selber den Aga kannte, und so entschlossen wir uns denn, bei dieser Standesperson für eine Nacht um Gastfreundschaft zu bitten.

Die arabischen Dörfer der Ebene liegen so tief zwischen Cactusstauden und Opuntien vergraben; ihre Erdhütten kriechen so dicht am Boden hin, dass wir mitten im Duar uns befanden, ehe er uns noch zu Gesicht gekommen. War es die späte Stunde, der Regen, dass kein Laut das tiefe Schweigen unterbrach?... Die ganze Landschaft schien mir so unendlich traurig, als drückte ein schwerer Kummer auf alles rings umher. In den Feldern war die Ernte vergessen. An allen anderen Orten war der Weizen, die Gerste schon eingeheimst; hier lagen die Halme ungeschnitten am Boden und die Frucht verfaulte. Eggen und Pflüge rosteten da und dort im Regen. Der ganze Duar zeigte denselben Charakter von stumpfer Verlotterung und namenloser Traurigkeit. Nicht einmal die Hunde bellten uns recht an, als wir näher kamen. Von Zeit zu Zeit erklang

Kindergeschrei aus einer Hütte oder verkroch sich im Dickicht der glatt rasirte Kopf eines Knaben oder der zerfetzte Haik eines gebrechlichen Alten. Da und dort im Gebüsch ein kleiner, klapperdürrer Esel. Aber kein Pferd, kein Mann... als lebte man noch in den Zeiten der grossen Kriegszüge, als wären sämmtliche Reiter schon seit Monaten fort gegen den Feind.

Das Haus des Aga, ein langes Gebäu ohne Fenster, mit weissen Mauern, schien nicht belebter als die andern. Wir fanden die Ställe offen, die Stände und die Krippen leer; nirgends ein Knecht, um uns die Pferde abzunehmen.

»Gehen wir in's maurische Café,« sagte mein Begleiter.

Was man das maurische Café nennt, das bedeutet etwas wie den Empfangssaal der arabischen Grossen; ein Haus innerhalb des Hauses, das für fremde Gäste bestimmt ist und wo der so gute, höfliche und leutselige Muselmann Gelegenheit hat, die Tugend der Gastfreundschaft zu üben, ohne die vom Gesetz gebotene Abgeschlossenheit

der Familie aufzugeben. Das maurische Café des Aga Si-Sliman war offen und eben so still, wie draussen die Ställe. Die hohen geweissten Wände, die Waffenständer, die Straussfedern, der breite, niedere, um den Saal laufende Divan, Alles triefte vom Regen, den der Wind durch die offne Thür hineinpeitschte... Und dennoch waren Leute im Café. Zuerst der Kaffeebereiter, ein alter, mit Lumpen bedeckter Kabyle, der neben dem umgestossenen Brasero hingekauert dasass, den Kopf zwischen den Knieen vergraben. Dann der Sohn des Aga, ein kranker, blasser Knabe; er ruhte, in einen schwarzen Burnus gehüllt, auf dem Divan; zwei grosse Windspiele lagen zu seinen Füssen.

Niemand rührte sich, als wir eintraten; kaum dass einer der Hunde seinen Kopf nach uns umwandte, kaum dass der Knabe sein schönes, schwarzes, fieberglühendes, schmachtendes Auge auf uns richtete.

»Und Si-Sliman?« fragte der Dolmetscher.

Der Alte machte über seinem Haupte eine unbestimmte Geste, die in die Weite wies, weit, weit weg... Wir begriffen. Si-

Sliman hatte eine grosse Reise unternommen. Da jedoch der strömende Regen es nicht gestattete, dass wir uns wieder auf den Weg machten, so wandte sich der Dolmetscher an den Sohn des Aga und sagte ihm auf arabisch, dass wir Freunde seines Vaters seien und ihn um ein Obdach bis zum nächsten Morgen ersuchten. Sofort erhob sich der Knabe trotz des ihn verzehrenden Fiebers, gab dem Alten Befehle und wies freundlich auf die Divans hin, um damit zu sagen: »Ihr seid meine Gäste.« Nach arabischer Sitte, mit einem Kopfneigen und einem Kuss mit den Fingerspitzen, grüsste er uns nun, hüllte sich stolz in seinen Burnus und verliess das Gemach mit der Würde eines Aga und Hausherrn.

Der Kaffeebereiter zündete seinen Brasero an, stellte zwei mikroskopische Kesselchen darauf und während er mit seinem Geschirr beschäftigt war, konnten wir ihm einige Aufklärungen über die Reise seines Herrn und den sonderbaren Zustand entlocken, in welchem wir den Stamm angetroffen. Der Kabyle erzählte rasch mit den Gesten eines alten Weibes, und seine schöne Gutturalsprache

lief bald hastig dahin, bald unterbrach er sich plötzlich durch ein langes Schweigen. Während dessen hörte man das Klatschen des Regens auf die Mosaikplatten der inneren Höfe, das Singen der kleinen Kessel und das Bellen der Schakale, die zu Tausenden in der Ebene schwärmten.

Folgendes war dem unglücklichen Si-Sliman begegnet: Vor vier Monaten etwa, am 15. August, war ihm der ruhmvolle Orden der Ehrenlegion zuerkannt worden, auf den er so lange schon gewartet hatte. Er war der einzige Aga in der Provinz, der ihn noch nicht besessen. Alle anderen waren Ritter, Officiere des Ordens, zwei oder drei sogar trugen auf ihrem Haik den Grosscordon des Commandeurs und schneuzten sich in ihrer Einfalt darein, wie ich dies viele Male in Bach' Aga Bualem gesehen. Ein Streit, den er mit seinem Vorgesetzten im arabischen Bureau gehabt, war die Ursache gewesen, dass ihm bisher die Auszeichnung entgangen war. Die militärische Cameraderie ist so mächtig in Algier, dass seit zehn Jahren der Namen des Aga's auf der Liste der Vorge-

schlagenen stand, ohne dass er jemals zur Annahme gelangte. Man kann sich die grosse Freude des wackern Si-Sliman denken, als am Morgen des 15. August ein Spahi aus Orléansville ihm das kleine vergoldete Kästchen mit dem Diplom der Ehrenlegion brachte und Baja, die geliebteste von seinen vier Frauen, ihm das Kreuz auf den Burnus von Kameelhaar heftete. Der ganze Stamm feierte das grosse Ereigniss mit unzähligen Diffas und Fantasias. Die ganze Nacht erklangen die Tamburins und die Flöten von Schilfrohr; Tänze wurden veranstaltet, Freudenfeuer abgebrannt, Gott weiss wie viele Hämmel geschlachtet, und damit an dem Feste gar Nichts fehle, dichtete ein berühmter Improvisator aus dem Djendel zu Ehren Si-Slimans eine herrliche Cantate, die mit folgenden Worten begann: »Wind, spann' deine Rosse an, die frohe Botschaft zu bringen...«

Am nächsten Morgen, bei Sonnenaufgang, berief Si-Sliman die gesammte waffenfähige Mannschaft des Gum und zog mit seinen Reitern nach Algier, um dem Gouverneur seinen Dank auszudrücken. Am Stadtthor

hielt der Gum der alten Sitte gemäss und der Aga begab sich allein in den Regierungspalast, sah den Herzog von Malakoff, versicherte ihn seiner Ergebenheit für Frankreich und dies in einigen pomphaften orientalischen Phrasen, die wir für bilderreich halten, weil in diesem Styl seit dreitausend Jahren alle Jünglinge mit Palmenbäumen, alle Frauen mit Gazellen verglichen werden. Nachdem er diese Höflichkeitspflicht erfüllt, ritt er die Stadt hinauf, um sich zu zeigen, trat gelegentlich in die Moschee zu einem frommen Gebet, vertheilte Geld unter die Armen, ging zu den Bartscherern und den Gewandstickern, kaufte für seine Frauen wohlriechende Wasser, geblümte, rankendurchwirkte Seidenstoffe, blaue, mit Goldschnüren verzierte Mieder, rothe Reiterstiefel für seinen kleinen Aga, zahlte ohne zu feilschen und liess seiner inneren Freude im Ausgeben der schönen Goldstücke den freiesten Spielraum. Man sah ihn in den Bazars, wo er auf Smyrnaer Teppichen sass und vor der Thür der maurischen Kaufleute seinen Kaffee schlürfte; sie wünschten ihm Glück zu seiner Auszeichnung. Um ihn herum

drängte sich die neugierige Menge: »Das ist Si-Sliman, der *Emberour**) hat ihm das Kreuz geschickt.« Und die kleinen Maurinnen, die kuchenessend vom Bade kamen, liessen durch ihre weissen Schleier lange, bewundernde Blicke auf das schöne, silberne, neue Kreuz fallen, das er so stolz zu tragen verstand. Ach, das Leben bietet bisweilen doch schöne Augenblicke!

Als der Abend anbrach, machte Si-Sliman sich fertig, um sein Gum zu erreichen und schon stand er mit einem Fuss im Steigbügel, als ein Schausch der Präfectur athemlos zu ihm herankam:

»Hier bist Du, Si-Sliman? Ich suche Dich überall... Komm schnell, der Gouverneur will mit Dir reden!«

Si-Sliman folgte ihm sorglos. Als er aber über den grossen maurischen Hof des Palastes kam, fiel sein Auge auf seinen Feind vom arabischen Büreau, auf dessen Lippen ein boshaftes Lächeln spielte. Dieses Lächeln erschreckte ihn und zitternd trat er in den

---

*) Empereur.

Saal des Gouverneurs. Der Marschall sass rittlings auf einem Stuhl.

»Si-Sliman,« sagte er mit seiner gewöhnlichen Rohheit und in dem näselnden Tone, vor dem seine ganze Umgebung zitterte. »Si-Sliman, mein Junge, es thut mir sehr leid... ein Irrthum ist vorgefallen... Nicht Du solltest den Orden bekommen, sondern der Kaïd der Sug-Sugs... Du musst das Kreuz wieder herausgeben.«

Der schöne Broncekopf des Aga erröthete, als stände er im Scheine einer glühenden Schmiedeesse. Es durchzuckte ihn krampfhaft vom Scheitel bis zur Zehe. Seine Augen flammten auf... Doch es war nur ein einziger Blitz. Er senkte sie sofort und verneigte sich vor dem Gouverneur.

»Du bist der Gebieter,« sagte er, und das Kreuz sich von der Brust reissend, legte er es auf einen Tisch. Seine Hand zitterte, Thränen hingen an seinen langen Wimpern. Der alte Pélissier war doch gerührt:

»Nun, nun, mein Braver, es ist für nächstes Jahr.«

Und er reichte ihm freundlich die Hand hin.

Der Aga that, als sähe er es nicht, verbeugte sich ohne zu antworten und ging aus dem Saale. Er wusste wohl, was er auf das Versprechen des Marschalls zu geben hatte und sah sich durch eine Intrigue des arabischen Büreau's auf Lebenszeit entehrt.

Das Gerücht von seiner Ungnade hatte sich schon in der Stadt verbreitet. Die Juden in der Strasse Bab-Asun sahen ihm höhnisch nach; die maurischen Kaufleute aber wandten mitleidig ihre Blicke von ihm ab, und dieses Mitleid war ihm schmerzlicher als die Schadenfreude der Andern. Er schlich längs der Mauern hin und suchte die finstersten Gassen auf. An der Stelle, wo er sein Kreuz sich abgerissen, fühlte er etwas wie eine brennende Wunde. Und die ganze Zeit über murmelte er vor sich hin:

»Was werden meine Reiter sagen, was werden meine Frauen sagen?«

Da überkam ihn eine furchtbare Wuth. Er sah sich auf dem blutgetränkten Boden an den Grenzen von Marokko, auf dem ewigen Schlachtfeld, und er predigte den heiligen Krieg... er sah sich an der Spitze seines Gum

durch die Gassen von Algier jagen, die Juden plündern, die Christen niedermachen und in dem furchtbaren Aufruhr, der seine Schmach verhüllen sollte, selber fallen. Alles schien ihm jetzt eher möglich als die Heimkehr zu seinen Stammesgenossen... Aus diesen wilden Racheplänen blitzte plötzlich ein Gedanke hervor, der Gedanke an den *Emberour*.

Der *Emberour!*... In diesem einzigen Worte lag für Si-Sliman wie für jeden Araber die Idee der Gerechtigkeit und der Macht. Er war das wirkliche Oberhaupt der Gläubigen des sinkenden mohamedanischen Reichs; der andere, der in Stambul thront, erschien ihnen von Weitem als ein Gedankenwesen, eine Art unsichtbaren Papstes, der sich nur die geistliche Macht vorbehalten, und in der Hegira, in der wir leben, weiss man ja wohl, was diese Macht zu bedeuten hat.

Aber der *Emberour* mit seinen grossen Kanonen, seinen Zuaven, seiner eisernen Flotte!... So wie der Gedanke an ihn in seinem Kopfe aufgetaucht war, hielt Si-Sliman sich für gerettet. Gewiss, der Kaiser wird ihm das Kreuz zurückgeben. Es handelte

sich ja nur um eine achttägige Reise und er glaubte so sicher an ihren Erfolg, dass er seinem Gum befahl, ihn vor den Thoren von Algier zu erwarten. Am nächsten Tage führte ihn das Packetboot nach Paris. Sein Gemüth war voller Heiterkeit und innerer Sammlung, als befände er sich auf einer Pilgerfahrt nach Mekka.

Armer Si-Sliman! Schon waren vier Monate seit seiner Abreise vergangen und die Briefe, die er an seine Frauen heimsandte, sagten noch kein Wort von seiner Rückkehr. Seit vier Monaten lebte der unglückliche Aga in der Dunstatmosphäre von Paris, von einem Ministerium in's andere rennend, überall genarrt, eingeklemmt in das ungeheure Räderwerk der französischen Verwaltung. Von Büreau zu Büreau geschickt, beschmutzte er seinen Burnus auf den Holzstühlen der Vorzimmer, stets auf der Lauer nach einer Audienz, die niemals kommen wollte. Abends sah man ihn dann mit seinem langen, trauervollen Antlitz, majestätisch-lächerlich, wie er den Schlüssel im Büreau eines Hôtel garni holte, und matt von allen nutzlosen Wegen, aber stolz wie immer, stieg er die Treppen hinauf; er klammerte sich

fest an die Hoffnung und wie Jemand, der im Spiel des Lebens um seinen ganzen Einsatz gekommen, war er stets auf der Jagd nach der verlorenen Ehre...

Während der ganzen Zeit kauerten seine Reiter vor dem Thore Bab-Asun und warteten mit orientalischem Fatalismus auf seine Wiederkehr. Die Pferde an den Pflöcken wieherten dem Meere zu, im Stamm herrschte kein Wille, regte sich kein Entschluss; die Ernten sanken dahin, weil kein Arm sich rührte, um sie einzuheimsen.

Die Frauen, die Kinder, zählten die Tage, die Wochen, all' ihr Denken war auf Paris gerichtet. Es war ein Jammer, dass so viel Hoffnungen, Sorgen und Schmerzen an einem kleinen rothen Bändchen hingen... Und wann sollte das enden?

— »Gott allein weiss es,« sagte seufzend der Mann, der den Kaffee bereitete, und durch die offne Thür wies sein nackter Arm auf den bleichen Halbmond, der am regnerischen Himmel heraufzog.

## Mein Käppi.

Heute Morgen fand ich es wieder, es lag tief hinten in einem Schrank, bestäubt, an den Rändern zerstossen, die Ziffern verrostet; es war farblos, formlos fast. Ich musste doch lachen, als ich es wiedersah...

»Sieh da, mein Käppi...«

Und urplötzlich kam mir die Erinnerung an jenen sonnen- und begeisterungswarmen Tag im Spätherbst, als ich auf die Strasse hinabstieg, ganz stolz auf meine neue Kopfbedeckung. Fast stiess ich mit dem Gewehr die Schaufenster ein, als ich eiligst die Bataillone meines Stadtviertels aufsuchte, um

meine Pflicht als Bürgersoldat zu erfüllen. Wer mir da gesagt hätte, dass ich Paris nicht retten, dass ich ganz allein Frankreich nicht befreien würde, der hätte, weiss Gott, die ganze Länge meines Bajonnets in seinem Magen ausmessen können...

Man hatte einen so unerschütterlichen Glauben an die Nationalgarde! In den öffentlichen Gärten, auf Squares, Plätzen, Kreuzwegen, traten die Compagnien an, numerirten sie sich, Blousen zwischen den Uniformen, Mützen neben Käppis; man hatte eben keine Zeit zu verlieren. Wir von unserer Compagnie versammelten uns jeden Morgen unter einer Häuserreihe mit niederen Arcaden und breiten Thüren, wo der Nebel sich so recht heimisch fühlte, und dazu die ewige Zugluft. Nach dem Appel, welcher hunderte von Namen zu einem grotesken Rosenkranz aneinanderreihte, begann das Exerciren. Die Zähne zusammengebissen, die Ellenbogen fest am Leibe, ging es fort im Laufschritt: links, rechts! links, rechts! Und wir Alle, die Grossen, die Kleinen, die aufgeblasenen Gecken, die Gebrechlichen,

die welche durch ihre Uniform an das Ambigutheater erinnerten, die Einfaltspinsel mit breiten Schärpen, die wie Chorknaben dreinschauten, wir gingen und trabten auf dem kleinen Platz umher mit einem Schwung, einer Ueberzeugung!

Das wäre Alles sehr lächerlich gewesen ohne jenen Brummbass der Kanonen, jene fortwährende dumpfe Begleitung, die unseren Uebungen etwas Natürliches, einen gewissen ernsten Inhalt, den etwas zu dünnen Commandos eine gewisse Fülle gab, die Ungeschicklichkeiten und Tölpelhaftigkeiten etwas milderte und in dem grossen Melodrama des belagerten Paris die Musik ersetzte, die im Theater dazu dienen muss, ernsten Situationen das nöthige Pathos zu verleihen.

Gar schön war es, wenn wir auf die Wälle commandirt wurden... Ich sehe mich noch am neblichten Frühmorgen stolz an der Julisäule vorüberziehen und ihr die militärischen Ehren erweisen. Präsentirt 's Gewehr!... Und die langen volkreichen Strassen, die schlüpfrigen Pflastersteine, auf denen es so schwer war, Schritt zu halten; darauf als

wir uns den Bastionen näherten, der Sturmmarsch unserer Trommler. Mir ist's, als wäre ich noch dabei... Es war so ergreifend!... Die Grenze von Paris, die grünen von Kanonenkugeln durchwühlten Böschungen der Wälle, weit umher Zelt an Zelt, der Rauch der Bivouacfeuer und die kleinen Silhouetten, die oben hin und her irrten und nur mit dem Käppi und der Spitze des Bajonetts den Tornisterrand überragten.

Ach, meine erste Wache in der Nacht, das sich Forttasten im Finstern, im Regen; die Patrouille, die den nassen Abhang hinunterpurzelt, an einander prallt und unterwegs von einander geräth, und mich, den Letzten, hoch oben an der Porte Montreuil stehen lässt. Was für ein Hundewetter in jener Nacht! Durch die unheimliche Stille, die über der Stadt und der Landschaft lag, hörte man nur den Wind, der um die Wälle sauste, die Schildwachen schüttelte, die Losung Einem vom Munde fortwehte und mit den Scheiben einer alten Laterne drunten auf dem Rundenwege seinen Spott trieb. Hol' der Teufel die Laterne! Jeden Augenblick glaubte

ich den klirrenden Säbel eines Ulanen zu hören und da stand ich, das Gewehr im Anschlag, und das Werda zwischen den Zähnen... Plötzlich wurde der Regen kälter. Der Himmel über Paris wurde grau. Man sah einen Thurm, eine Kuppel aufsteigen. In der Ferne rollte ein Fiaker, läutete eine Glocke. Die Riesenstadt erwachte, sie schüttelte sich im ersten Morgenschauer und breitete etwas Leben um sich her. Ein Hahn krähte jenseits der Böschung... Zu meinen Füssen hörte ich auf dem Rundenwege das Geräusch von Schritten, ein Eisengerassel, und auf mein fürchterliches »Halt, Werda!« klomm eine dünne, schüchterne, vor Frost klappernde Stimme zu mir in den Nebel herauf:

»Die Kaffeefrau!«

Was soll ich sagen? Man war damals in den ersten Tagen der Belagerung und wir armen naiven Milizen bildeten uns ein, dass die Preussen unter dem Feuer der Forts bis an den Fuss unserer Wälle vordringen, ihre Leitern anlegen und eines Nachts unter furchtbarem Hurrahgeschrei und Brandfackeln

um sich schleudernd, hinaufklettern würden... Kein Wunder, dass man bei solchen Phantasiegebilden Keinem eine Minute Ruhe gönnte. In jeder Nacht wurde die ganze Truppe alarmirt: »zu den Waffen! zu den Waffen!« und dabei rannte man die Gewehrpyramiden um und die Officiere liefen erschrocken herbei und riefen uns zu: »kaltes Blut! kaltes Blut!« nur um selber kaltblütig zu thun oder es doch zu werden. Und dann, wenn der Tag angebrochen war, erblickte man ein unglückliches Pferd, das sich vom Pflock gerissen, auf den Festungswällen umhertollte und das Gras vom Böschungs-Rasen abweidete, ohne dass es eine Ahnung davon hatte, dass es ganz allein die Rolle einer Schwadron weisser Kürassiere gespielt und einer ganzen Bastion zur Zielscheibe gedient hatte...

An alles das erinnert mich mein Käppi, an so viele Aufregungen, Abenteuer, Landschaften, an Nanterre, la Courneuve, an den Moulin-Saquet und den hübschen Winkel an der Marne, wo die unerschrockenen Sechsundneunziger zum ersten und zum letzten Mal das Feuer gesehen. Uns gegenüber,

an einem Strassenrande, hinter einem Gehölz, standen die preussischen Batterien, wie stille Weiler, die man am Rauch erkennt, der über den Bäumen schwebt. Auf der Eisenbahn, ungedeckt, wo unsere Führer uns vergessen hatten, regnete es Granaten mit furchtbarem Knall und die Funken sprühten... Ach, mein armes Käppi, du warst an jenem Tage gar nicht stolz-verwegen und hast mehr als einmal den militärischen Gruss gethan, tiefer als es sich für dich schickte.

Was thuts? es sind immerhin noch schöne, meinetwegen etwas groteske, aber doch wieder etwas heldenmüthig angehauchte Erinnerungen; und wenn du mir nur keine anderen als diese in's Gedächtniss riefest!... Aber leider gab es Nachts auch Wachtposten in Paris... die ausgeräumten Läden, der athembenehmende Ofendunst, die glattgesessenen Bänke, das monotone Schildwachtstehen vor den Eingängen zu den Mairieen, auf dem schmutzig-feuchten, winterlichen Platz; die ganze Stadt ein Rinnstein und dann die Gassenpolizei, das Patrouilliren bis an die Knöchel im Wasser, betrunkene umherstolpernde Sol-

daten, die man aufzulesen hatte, Dirnen, Diebe, und das farblose Morgengrauen, wenn man endlich in seine Wohnung zurückkam, das Gesicht von Staub und Ermüdung entstellt und die Kleider von allerlei Tabaks-, Petrol- und Lumpengeruch verpestet. Und die stupiden, langen Tage, die stürmischen Officierswahlen, das Compagniegeträtsch, die Abschieds-Bowlen, die serienweise bezahlten Schnäpse, die mit Zündhölzchen auf den Tischen der Cafés explicirten Schlachtenpläne, die Abstimmungen, die Politik und ihre Schwester, die heilige Bummelei, die Unthätigkeit, die Einen erdrückte, die verlorene Zeit, deren Leere man mit Aufregungen und comödiantenhaftem Pathos auszufüllen strebte. Und nun gar die Spionenriecherei, das unvernünftige Misstrauen und das übertriebene Vertrauen, der Massenausfall, der Durchbruch, alle Thorheiten, alle Delirien einer eingesperrten Bevölkerung!... Alles das sehe ich bei deinem Anblick jetzt vor mir, abscheuliches Käppi. Und du, du hast auch alle diese Thorheiten mitgemacht. Und wenn ich am Tage nach dem Angriff von Buzenval dich nicht in die

oberste Ecke eines Schrankes geworfen, wenn ich wie so mancher Andre dich eigensinnig noch ferner aufgesetzt, dich mit Immortellen und goldnen Tressen verziert hätte, wenn ich wie sie bei einem aus allen Nummern zusammengewürfelten Bataillon geblieben wäre, wer weiss, auf welche Barricade du mich noch mitgezogen... Fahr hin, du Käppi des Aufruhrs, der Undisciplin, der Trägheit, der Trunkenheit, des Clubgeschwätzes, des Bürgerkrieges, du verdienst nicht einmal den Platz unter dem alten Plunder, den ich dir bei mir noch gegönnt.

Zum Lumpensammler mit dir!...

## Der Turco der Commune.

Er war ein kleiner Paukenschläger bei den eingebornen Tirailleurs. Er hiess Kadur, kam aus dem Stamme des Djendel und gehörte zu der Handvoll Turcos, die mit der Armee des Generals Vinoy sich nach Paris gerettet hatte. Von Weissenburg bis Champigny hatte er den ganzen Feldzug mitgemacht, war mit seinen eisernen Klappern und seiner Derbuka, der arabischen Trommel, über die Schlachtfelder wie ein Sturmvogel gezogen und so lebhaft, so beweglich, dass die Kugeln nicht wussten, wo sie ihn packen sollten. Als aber der Winter hereingebrochen war, da vermochte die kleine arabische, im

Granatfeuer geröthete Bronzefigur nicht, das Stilleliegen im Schnee zu ertragen. An einem Januarmorgen wurde er, von der Kälte zusammengeschrumpft, mit erfrorenen Füssen, am Ufer der Marne aufgelesen. Er blieb lange im Lazareth. Hier sah ich ihn zum Erstenmal.

Traurig und geduldig wie ein kranker Hund, schaute der Turco mit einem sanften Blick um sich. Wenn man mit ihm sprach, lächelte er und zeigte seine weissen Zähne. Das war Alles, was er konnte, denn unsere Sprache war ihm fremd; kaum dass er das Sabir verstand, jenes algierische Kauderwälsch, ein Gemisch von provençalisch, italienisch, arabisch, ein Sammelsurium, das von allen Küsten des Mittelmeeres gleich einer Handvoll Muscheln bunt zusammengelesen war.

Kadur besass zu seiner Zerstreuung nur die Derbuka. Von Zeit zu Zeit, wenn er sich gar zu sehr langweilte, legte man sie ihm auf's Bett und erlaubte ihm, sie zu schlagen, aber ja nicht zu stark, der anderen Kranken wegen. Sein armes schwarzes,

trübes Gesicht, das bei dem gelblichen Tageslicht und der traurigen, von der Strasse hereinblickenden Winterlandschaft so gar verschwommen aussah, belebte sich dann plötzlich, es verzog sich zu einer Fratze und folgte jeder Bewegung des Rhythmus. Bald schlug er zum Sturmangriff und es blitzten seine weissen Zähne durch die grausig lachenden Lippen, oder auch die Augen wurden ihm feucht bei einem muselmännischen Ständchen; da erweiterten sich seine Nasenflügel und durch die fade, von allerlei Medicinen und Verbänden geschwängerte Atmosphäre des Lazareths erschien ihm dann das Orangenwäldchen bei Blidah, und kleine maurische Frauen, in Weiss gehüllt und nach Eisenkraut duftend, kamen aus dem Bade, an ihm vorüber.

So gingen zwei Monate hin. Paris hatte in diesen zwei Monaten gar Vieles erlebt, aber Kadur war ohne Ahnung von Allem, was hier vorgefallen. Unter seinem Fenster hatte er die müde, entwaffnete Menschenheerde in die Stadt ziehen sehen, später die Geschütze, die von früh bis spät vorüber-

rollten, dann hörte er das Sturmläuten, den Kanonendonner. Von alledem war ihm nur das Eine verständlich, dass man noch im Kriege lebte und dass er bald sich werde schlagen können, da seine Füsse geheilt waren. Jetzt ist er fort und sucht, die Trommel auf dem Rücken, seine Compagnie. Er suchte nicht lange. Föderirte, die ihm begegneten, führten ihn auf den Stadthausplatz. Er bestand ein langes Verhör, doch da man nichts aus ihm herausbrachte als sein *Bono bezef*, *Makasch bono*, so gab ihm der an jenem Tage commandirende General zehn Franken und ein Omnibuspferd und attachirte ihn seinem Stab.

Die Stäbe der Commune waren ein wenig bunt zusammengewürfelt: rothe Kittel, polnische Mäntel, ungarische enganliegende Wämser, Matrosenhemden, und Gold, Sammet, Flitter, Bänder und Schnüre und Quasten. Die blaue, gelbgestickte Jacke des Turco, sein Turban, seine Derbuka, vervollständigten die Maskerade. Voller Jubel, sich in so schöner Gesellschaft zu finden, berauscht vom Sonnenlicht, der Canonnade, dem Gewimmel auf den

Strassen, dem Gemisch von Waffen und Uniformen, übrigens vollkommen überzeugt, dass man den Krieg gegen die Preussen nur auf etwas lebhaftere, etwas freiere Weise fortführe, nahm der unbewusste Deserteur an dem grossen Pariser Bacchanal Theil und war eine Berühmtheit des Tages. Wo er ging und stand, wurde er von den Föderirten jubelnd begrüsst. Die Commune war so stolz auf ihn, dass sie ihn wie eine Cocarde zeigte, herumwies und in's hellste Licht stellte. Zwanzig Mal des Tages wurde er vom Stadthaus auf's Kriegsministerium, vom Kriegsministerium zum Stadthaus geschickt. Man hatte so oft behauptet, ihre Matrosen seien nachgemachte Matrosen, ihre Artilleristen falsche Artilleristen!... Hier wenigstens war ein echter Turco. Man brauchte ja nur, um sich davon zu überzeugen, die stets bewegte Affenfratze und die urwüchsige Wildheit des kleinen Kerls auf dem grossen Pferde zu betrachten, mit dem er seine Fantasia voltigirte.

Nur eines fehlte noch zu Kadurs Glück. Er hätte sich schlagen mögen, Pulver riechen. Leider aber ging es unter der Commune wie

unter dem Kaiserreich her: die Stäbe kamen nicht oft in's Feuer. Mit Ausnahme der Ordonnanzen- und der Paraderitte verbrachte der Turco seine Zeit auf dem Vendômeplatz, auf dem Hofe des Kriegsministeriums, unter den stets angezapften Branntweinfässern, eingestossenen Speck- und Victualientonnen, die noch immer an den Hunger der belagerten Hauptstadt erinnerten. Kadur war ein zu guter Muselmann, um sich an diesen Orgien zu betheiligen. Bedürfnisslos und still hielt er sich fern davon, besorgte in einem Winkel seine Waschungen und bereitete seinen Kuskussu mit etwas Weizenmehl; dann, nachdem er sich auf der Derbuka etwas vorgetrommelt, hüllte er sich in seinen Burnus und legte sich zum Schlafen vor einem Bivouacfeuer nieder.

An einem Morgen im Monat Mai wurde der Turco durch eine fürchterliche Gewehrsalve geweckt. Das Ministerium war in voller Aufregung, Alles rannte und floh. Mechanisch that er, was die Andern thaten, schwang sich auf sein Pferd und folgte dem Stabe. Auf den Gassen wimmelte es von erschrockenen

Hornisten, von Bataillonen in voller Auflösung. Man riss das Pflaster auf, man baute Barrikaden. Augenscheinlich ging etwas Aussergewöhnliches vor... Je näher man dem Quai kam, um so heftiger wurde das Schiessen, um so grösser der Tumult. Auf der Concordienbrücke verlor Kadur den Stab aus den Augen. Etwas weiter hin nahm man ihm sein Pferd und zwar für einen Mann mit einem achtschnürigen Käppi, der schnell zum Stadthaus musste. Wüthend eilte der Turco dem Kampf entgegen. Während des Rennens lud er seinen Chassepot und murmelte zwischen den Zähnen: *Makasch bono, Prissien...* denn für ihn waren es Preussen, die in die Stadt gedrungen. Schon pfiffen die Kugeln um den Obelisken und im Laub des Tuileriengartens. An der Barrikade in der Rivolistrasse riefen ihn die »Rächer« des Bürger Flourens an: »He, Turco, Turco!...« Sie waren nur noch ein Dutzend, aber Kadur galt allein für ein ganzes Heer.

Aufrecht auf der Barrikade, stolz und dabei sichtbar wie eine Fahne, kämpfte er unter wilden Sprüngen und furchtbarem Geschrei

bei einem Hagel von Geschossen. Plötzlich schwindet zwischen zwei Geschützsalven der Pulverdampf, der wie ein Schleier ihn eingehüllt und vor sich erblickt er in dichten Massen die rothen Hosen in den Champs-Elisées. Dann wird Alles wieder wirr. Er glaubte, sich getäuscht zu haben und feuerte von Neuem.

Da wird es mit Einemmale still auf der Barrikade. Der letzte Artillerist entflieht, nachdem er noch einen Schuss abgebrannt. Der Turco rührt sich nicht von der Stelle. In seinem Hinterhalt, sprungbereit wie eine Katze, setzt er das Bajonnett fest auf und wartet auf die Pickelhauben... Ein Linienregiment rückt heran!... Durch den dumpfen Lärm des Sturmschritts ertönt die Stimme der Officiere:

»Ergebt euch!...«

Einen Augenblick war der Turco starr vor Erstaunen, dann schrie er gellend und sein Gewehr in der Luft schwingend:

*Bono, bono Francese!...*

In seinem Gehirn war blitzhaft der Gedanke aufgetaucht, es sei dies die Befreiungs-

armee, Faidherbe oder Chanzy, die von Paris so lange und so schmerzlich Erwarteten. Und er war so selig und lachte mit seinen sämmtlichen weissen Zähnen!... In einem Nu ist die Barrikade genommen, man umringt ihn, schiebt und stösst ihn.

»Zeige Dein Gewehr.«

Sein Gewehr war noch warm.

»Zeige Deine Hände.«

Seine Hände waren schwarz vom Pulver. Und der Turco wies sie stolz hin... und dabei immer sein fröhliches Grinsen.

Da stösst man ihn an eine Mauer und krach! Er war todt, eh' er wusste warum.

## Die Schlacht auf dem Père Lachaise.

Der Kirchhofswächter lachte hell auf: »Eine Schlacht hier?... Aber hier hat nie etwas von einer Schlacht stattgefunden. Das ist pures Zeitungsgeschwätz... Ich will Ihnen sagen, was sich zugetragen hat. In der Nacht des 22sten, es war an einem Sonntag, rückten etwa dreissig Artilleristen mit einer Batterie Siebenpfünder und einer Mitrailleuse neuen Systems hier ein. Sie nahmen ihre Position hoch oben auf dem Kirchhof und da mir gerade jener Theil zur Beaufsichtigung angewiesen ist, so mussten sie auch zu mir. Ihre Mitrailleuse stand dort in jener Ecke der Allee, nicht weit von meinem

Wachthäuschen; ihre Kanonen standen etwas weiter unten auf dem Erdwall. Sie zwangen mich, ihnen sofort einige Kapellen aufzuschliessen, Ich glaubte, sie würden Alles zertrümmern, alles Werthvolle plündern; ihr Führer aber liess es nicht zu; er stellte sich mitten unter sie und hielt ihnen folgende kleine Rede: »Die erste Sau, die an etwas schnuppert, bekommt eine Kugel in den Rachen... Auseinander!« Es war ein weisshaariger Knasterbart, der die Medaillen von der Krim und dem italienischen Feldzug auf der Brust trug und nicht aussah, als ob er mit sich spassen liesse. Seine Leute liessen sich die Sache nicht zweimal sagen. Alles was recht ist, sie haben von den Gräbern nichts fortgenommen, nicht einmal das Kreuz des Herzogs von Morny, das allein seine zweitausend Franken werth ist.

Und doch waren diese Artilleristen der Commune nichts anderes als ein zusammengelaufenes Gesindel, Kanoniere von Zufalls Gnaden, die nur auf ihre viertehalb Franken Tagessold versessen waren... Und das Leben, das sie da auf dem Kirchhof führten! Hau-

fenweise lagen sie in den Grüften, bei Morny, bei Favronne, der schönen Gruft Favronne, worin die Amme des Kaisers begraben ist. Ihren Wein kühlten sie im Grab Champeaux, es ist da ein Brunnen im Gewölbe, und dann holten sie sich gar noch Weiber. Und die ganze Nacht ein Trinken und Zechen. Nun, die Todten haben etwas Schönes zu hören bekommen.

Bei alledem und trotz ihrer Ungeschicklichkeit haben die Banditen doch viel Unheil in Paris angerichtet. Ihre Position war auch sehr schön. Von Zeit zu Zeit kam ein Befehl:

»Schiesst auf den Louvre... schiesst auf das Palais Royal.«

Und der Alte richtete die Geschütze und es regnete Brandgeschosse auf die Stadt. Was dort unten vorging, das wusste Niemand hier oben. Man hörte das Gewehrfeuer immer näher und näher rücken, aber das focht die Föderirten nicht an. Sie hielten es nicht für möglich, dass die Versailler unter dem Kreuzfeuer von Chaumont, Montmartre und Père Lachaise vordringen könnten. Da

wurden sie mit Einemmale durch eine Granate ernüchtert, die uns die Marineartillerie herübersandte, nachdem sie die Höhe des Montmartre eingenommen hatte.

Darauf war man so wenig gefasst!

Ich selber stand gerade mitten unter ihnen an Morny angelehnt und hatte die Pfeife im Munde. Als ich die Bombe heransausen hörte, warf ich mich schnell auf den Boden. Unsere Kanoniere glaubten erst, es sei ein Irrthum im Zielen, der Blödsinn eines betrunkenen Kameraden. Aber prosit die Mahlzeit. Nach fünf Minuten blitzte es wieder auf dem Montmartre und eine zweite blaue Bohne sauste wie die erste an uns vorbei. Jetzt aber liessen meine Bursche ihre Kanonen und die Mitrailleuse für sich selber sorgen und sprangen davon, als wäre der Teufel hinter ihnen her. Der Kirchhof war nicht breit genug für sie und Alle schrieen wie auf Commando:

»Wir sind verrathen... Wir sind verrathen!«

Der alte Knasterbart, der allein zurückgeblieben war, benahm sich wie toll in seiner

Batterie. Er heulte vor Wuth, dass seine Kanoniere ihn verlassen hatten.

Gegen Abend indessen, wo es hiess, den Sold zu fassen, da stellten sich ein Paar von den Gesellen wieder ein. Da, schauen Sie auf mein Wachthäuschen. Die Namen der Wenigen, die an dem Abend gekommen, sind hier Alle zu lesen. Der Alte rief sie auf und schrieb sie der Reihe nach an:

»Sidaine, hier; Choudeyras, hier; Billot, Vollon...«

Wie Sie sehen, waren es nur noch ihrer vier oder fünf; aber sie hatten ihre Weiber mit sich... O, ich werde diesen Zahlabend nie vergessen. Unten Paris in Flammen, das Stadthaus, das Arsenal, die Kornspeicher. Hier auf dem Père Lachaise konnte man wie am hellen Tage sehen. Die Föderirten versuchten es noch einmal, die Geschütze zu bedienen; aber es waren ihrer nicht genug und dann hatten sie Angst vor dem Montmartre. So drückten sie sich in eine Gruft und tranken und sangen mit ihren Weibsbildern. Der Alte hatte sich zwischen die beiden Steinfiguren hingesetzt, die vor der Thüre

der Gruft Favronne stehen und sah mit schrecklichen Blicken auf das brennende Paris hinab. Er mochte wohl ahnen, dass dies seine letzte Nacht war.

Was von diesem Augenblick an sich zutrug, weiss ich nicht recht. Ich bin heimgegangen, in die kleine Barake, die Sie dort hinten zwischen den Zweigen sehen. Ich war sehr müde. Ich legte mich in den Kleidern auf mein Bett und liess die Lampe wie in einer Gewitternacht angezündet... Plötzlich pocht es heftig an die Thür. Meine Frau macht auf, sie zittert am ganzen Leibe. Wir glaubten, noch einmal die Föderirten zu sehen. Es war die Marine. Ein Commandant, Fähnriche, ein Arzt. Sie befehlen mir:

»Stehen Sie auf... Machen Sie uns Kaffee.«

Ich stehe auf und mache ihnen Kaffee. Im Kirchhof hört man ein Gemurmel, ein wirres Geräusch, als ob alle Todten auferstanden wären zum jüngsten Gericht. Die Officiere haben stehend ihren Kaffee getrunken, dann nahmen sie mich mit.

Es wimmelt von Marinesoldaten. Man stellt mich an die Spitze eines Zuges und

wir durchsuchen den Kirchhof, Grab um Grab. Von Zeit zu Zeit sahen die Soldaten, dass etwas im Laube sich regte und schossen in die Allee hinein, auf eine Büste oder durch ein Gitter. Da und dort entdeckte man einen Unglücklichen, der sich im Winkel einer Kapelle verborgen hatte. Es wurde kurzer Process mit ihm gemacht. Und so erging es auch unseren Artilleristen. Ich fand sie Alle, Männer und Weiber in einem Haufen vor meinem Wachthäuschen zusammengekauert und der Alte sass vor ihnen. Das war weiss Gott nicht heiter in der kalten Morgenfrühe... Brrr... Gar schrecklich war es, als man jetzt einen langen Zug Nationalgardisten heranführte, die im Gefängniss la Roquette die Nacht zugebracht hatten. Es stieg die grosse Allee herauf, langsam, wie ein Leichenzug. Man hörte kein Wort, keinen Klagelaut. Die Unglücklichen waren so erschöpft, so ganz hin! Einige schliefen im Gehen und selbst der Gedanke, dass sie nun sterben sollten, weckte sie nicht auf. Man führte sie hinten in den Kirchhof und das Erschiessen begann. Es waren hundert sie-

benundvierzig. Sie können sich denken, dass das lange dauerte... Das nennt man die Schlacht auf dem Père Lachaise...«

Auf diese Worte erblickte der Wächter seinen Brigadier und verliess mich plötzlich. Ich blieb allein zurück und betrachtete an seinem Häuschen die Namen der Männer, die ihren letzten Sold beim Feuerschein des brennenden Paris empfangen hatten. Ich rief in meinem Geiste jene blut- und gluthrothe Mainacht wach: die sausenden Granaten, den ungeheuren, wie eine festliche Stadt erleuchteten Kirchhof, die verlassenen Geschütze auf den Kreuzwegen, die aufgerissenen Gewölbe, die Orgien in den Grüften und ganz in der Nähe, in dem Gewirr von Kuppeln, Säulen, Steinbildern, die im Schein der unruhig flackernden Flammen gespenstisch auflebten, die Büste Balzac's mit breiter Stirn und grossen Augen, die ruhig dreinschauten.

## Die Pastetchen.

I.

An jenem Morgen, es war ein Sonntag, rief der Pastetenbäcker Sureau in der Rue Turenne seinen Jungen und sagte:

»Da sind die Pastetchen für Herrn Bonnicar... trage sie ihm in's Haus und komm' schnell wieder... Es scheint, die Versailler sind in Paris eingerückt.«

Der Junge, der von der Politik nichts verstand, legte die Pastetchen ganz warm in seine Schüssel, band die Schüssel in eine weisse Serviette, setzte das Ganze senkrecht auf seine weisse Mütze und eilte damit nach

der Insel Saint-Louis, wo Herr Bonnicar wohnte. Es war ein herrlicher Morgen mit strahlender Maiensonne, und die Blumen- und Obstläden waren mit Fliederbüschen und den ersten Kirschenbündeln geschmückt. Trotz des fernen Gewehrfeuers und der Hornsignale an den Strassenecken hatte das Maraisviertel seine friedliche Physiognomie nicht verloren. Es lag etwas Sonntägliches in der Luft. Auf den Höfen tanzten die Kinder den Ringelreihen, vor den Häusern liessen junge Mädchen ihre Drachen steigen und der kleine weisse Bäckerjunge, der in der Mitte des menschenleeren Fahrwegs mit seinen frisch duftenden Pasteten dahintrabte, gab diesem Morgen eines Schlachttages etwas harmlos Festliches. Das ganze Leben des Stadtviertels schien sich über die Rivolistrasse ergossen zu haben. Man schleppte Kanonen herbei, man baute Barrikaden, mit jedem Schritt stiess man auf eine andere aufgeregte Gruppe, auf schreiende Nationalgardisten. Der kleine Pastetenbäcker aber verlor darüber nicht den Kopf. Die Bursche sind so sehr daran gewöhnt, im Gedränge der Strassen zu laufen.

Gerade an den grossen Tagen des Volksgewühls, an Festtagen, am Neujahrstage, haben sie am meisten zu laufen. Die Revolutionen machen deshalb keinen grossen Eindruck auf sie.

Es war hübsch, die weisse Mütze zwischen den Käppis und den Bajonetten sich hinschlängeln zu sehen; jedem Zusammenstoss ausweichend, stets zierlich das Gleichgewicht bewahrend, bald schnell, bald mit gezwungener Langsamkeit sich fortbewegend, die deshalb doch den Wunsch nach beschleunigtem Tempo verrieth. Was war für ihn die Schlacht! Die Hauptsache war, bei Herrn Bonnicar Schlag zwölf Uhr anzukommen und das Trinkgeld einzustecken, das seiner auf dem Tische des Vorzimmers schon wartete.

Plötzlich entstand ein furchtbares Gedränge in der Menschenmasse. Die »Zöglinge der Republik« marschirten im Laufschritt und singend vorüber. Es waren Jungen von zwölf bis fünfzehn Jahren, Chassepots auf der Schulter, rothe Gürtel um die Lenden, die Beine in hohe Stiefel gesteckt; und sie sind heute so stolz auf ihren Staat, wie an der Fast-

nacht, wenn sie mit papiernen Mützen und einem drolligen rosa Sonnenschirm im Koth der Boulevards sich herumtreiben. In dem Gedränge hatte der kleine Pastetenbäcker diesmal wirklich Mühe, seine kostbare Last im Gleichgewicht zu erhalten; seine Schüssel aber hatte mit ihm schon so oft auf dem Eise geschlittert, so manchen Schöpsensprung mit ihm auf dem vollen Bürgersteig gemacht, dass die Pastetchen auch diesmal mit der Angst davonkamen. Unglücklicherweise aber verleitete den Bäckerburschen der Aufzug der Buben mit den rothen Gürteln, ihr Singen, seine Bewunderung und Neugier, ein Stück in so guter Gesellschaft mitzugehen. Und so kam er, ohne es zu merken, über das Stadthaus und die Brücken der Insel Saint-Louis hinaus und wurde, ich weiss nicht wie weit, vom Strom der tollen Menge mit fortgerissen.

## II.

Seit mindestens 25 Jahren war es bei den Bonnicar Brauch, am Sonntag kleine Pastetchen zu essen. Schlag zwölf Uhr, wenn

die ganze Familie, gross und klein, im Salon versammelt war, hörte man ein lebhaftes, fröhliches Klingeln im Hausgang und wie aus einem Munde erscholl es:

»Ah!... der Pastetenbäcker.«

Ein lebhaftes Rutschen der Stühle, ein Bauschen und Rauschen der Sonntagskleider, ein helles Kinderlachen und die glückliche Bürgerfamilie sitzt an dem frischgedeckten Tische und da steht auf einem silbernen Wärmer die Schüssel mit den kleinen, symmetrisch gehäuften Pastetchen.

An jenem Tage aber blieb die Klingel stumm. Aergerlich blickte Herr Bonnicar auf seine Stutzuhr, ein altes Stück mit einem ausgestopften Reiher darauf und diese Uhr war seit Menschengedenken nie vorgegangen noch zurückgeblieben. Die Kinder gähnten an den Fensterscheiben und schauten nach der Strassenecke aus, an welcher der Bäckerbursche gewöhnlich zum Vorschein kam. Die Unterhaltung stockte. Der Hunger, den die Mittagsstunde mit ihren zwölf Schlägen wachruft, liess das Esszimmer trotz des glänzenden Silberzeugs auf dem Damasttuch und der

weiss und steif in Dütenform gerundeten Servietten recht traurig, recht leer erscheinen.

Schon einige Mal war die alte Haushälterin gekommen, um dem Herrn etwas in's Ohr zu raunen... der Braten verbrannt... die grünen Erbsen zu Brei gekocht... Herr Bonnicar aber war eigensinnig genug, sich ohne die kleinen Pastetchen nicht zu Tische zu setzen, und wüthend auf Sureau entschloss er sich, selber nachzuschauen, was die unerhörte Verspätung zu bedeuten habe. Als er mit geschwungenem Stock und in heftigem Zorn aus dem Hause trat, warnten ihn die Nachbarn:

»Nehmen Sie sich in Acht, Herr Bonnicar... Man sagt, die Versailler seien in Paris eingerückt.«

Er wollte nichts hören, nicht einmal die Gewehrsalven, die von Neuilly her über die Seine rollten, nicht einmal die Alarmkanone vor dem Rathhaus, von der alle Scheiben im Stadtviertel erzitterten.

»O! der Sureau... der Sureau!...«

Und während er rannte, sprach er aufgeregt zu sich selber, sah sich schon mitten

im Laden, mit seinem Stock heftig auf den Boden schlagend, dass die Scheiben und die Kuchenschüsseln erzitterten. Vor der Barricade an der Louis-Philippe-Brücke brach seine Wuth plötzlich in sich zusammen. Da standen einige föderirte Eisenfresser und wärmten sich im Sonnenschein auf dem entpflasterten Boden.

»Wo wollen Sie hin, Bürger?«

Der Bürger erzählte; aber seine Geschichte von den Pastetchen schien verdächtig, um so mehr als Herr Bonnicar seinen schönen Sonntagsrock angelegt hatte, eine goldene Brille trug und ganz und gar dem Typus eines verdammten Reactionärs ähnlich sah.

»Ein Spion,« sagten die Föderirten; »man muss ihn zu Rigault schicken.«

Und darauf hin trieben vier tapfere Gesellen, denen es gar nicht unlieb war, die Barricade verlassen zu dürfen, den erbitterten Herrn Bonnicar mit Kolbenstössen vor sich her.

Ich weiss nicht, wie die Sache sich zugetragen, aber eine halbe Stunde später waren sie sämmtlich in den Händen der Linien-

soldaten und wurden in einen langen Zug bunt zusammengewürfelter Gefangener gesteckt, der sich nach Versailles auf den Weg machte. Herr Bonnicar protestirte lauter und lauter, fuchtelte mit seinem Stock umher und erzählte seine Geschichte zum hundertsten Male. Unglücklicherweise erschien die Fabel von den kleinen Pasteten so abgeschmackt, so unglaublich in der ungeheuren Umwälzung, die Paris in diesem Augenblick erlebte, dass die Officiere nur darüber lachten.

»Schon gut, schon gut, mein Alter... In Versailles werden Sie Ihre Sache anbringen.«

Und so brach der Zug auf und marschirte zwischen zwei Reihen Jäger durch die Champs-Elisées, wo der Pulverrauch vom Geschütz- und Gewehrfeuer sich noch nicht verzogen hatte.

## III.

Die Gefangenen marschirten fünf Mann hoch, in dichtgeschlossenen Gliedern. Um das Auseinanderstieben des Zuges zu verhindern, waren sie gezwungen, sich unterzufassen, und das Getrappel der langen Menschenheerde

auf der staubigen Landstrasse hörte sich an wie das Getöse eines wuchtigen Platzregens.

Der unglückliche Bonnicar glaubte zu träumen. Schwitzend, schnaufend, ausser sich vor Angst und Schrecken, schleppte er sich zwischen zwei alten Hexen, die nach Petrol und Schnaps rochen, am Ende des Zuges mit fort. Und dabei entfuhren ihm stets unter wilden Flüchen die Worte: »Pasteten, Pasteten!« Um ihn her glaubte man, er sei verrückt geworden.

Der arme Mann hatte in der That den Kopf verloren. Wenn es bergan oder bergab ging und die Glieder sich ein wenig von einander entfernten, bildete er sich sogar ein, im Staube, der weit vorn aufwirbelte, die weisse Jacke und die weisse Mütze des Bäckerjungen zu sehen. Und so ging es ihm zehnmal während des entsetzlichen Marsches. Der kleine weisse Schein blitzte wie zum Hohne ihm vor den Augen auf, um eine Secunde später im Gewühl der Uniformen, Blousen und Lumpen zu verschwinden.

Endlich kam man mit dem sinkenden Tage in Versailles an und als dann die sich

zudrängende Menge den alten bebrillten Herrn, mit offnem Halskragen, staubig, wild verstört, vor sich sah, da hiess es allgemein, das sei der rechte Kopf eines Erzbösewichts.

»Es ist Felix Pyat... Nein, es ist Delescluze!« sagten die Leute.

Die Jäger, die den Zug escortirt hatten, brachten denselben nicht ohne Mühe bis in den Hof der Orangerie. Dort erst durfte die abgehetzte Heerde die Glieder auflösen, sich auf den Boden hinstrecken, wieder zu Athem kommen. Einige schliefen sofort ein, andere fluchten, wieder andere husteten und andere weinten. Bonnicar schlief nicht und weinte nicht. Auf dem Absatz einer Freitreppe sitzend, den Kopf in den Händen vergraben, halb todt vor Hunger, Schande und Müdigkeit, liess er im Geiste alle Scenen dieses unglücklichen Tages an sich vorüberziehen, seinen Aufbruch, die Besorgniss seiner Tischgenossen, das bis zum Abend unberührte Couvert, das ihn noch immer erwartete, dann die Demüthigung, die Beschimpfungen, die Kolbenstösse, und das Alles wegen der Unpünktlichkeit eines Pastetenbäckers.

»Herr Bonnicar, da sind Ihre kleinen Pasteten!...« ertönte plötzlich eine Stimme neben ihm. Und als der Biedermann den Kopf erhob, war er nicht wenig erstaunt, den Jungen von Meister Sureau zu erkennen, der sich mit den »Zöglingen der Republik« hatte einfangen lassen und nun die Schüssel aufdeckte, die er unter seiner weissen Schürze verborgen gehalten, und ihm fröhlich hinreichte. So kam es, dass Herr Bonnicar trotz des Aufruhrs und trotz seiner Gefangennahme an jenem Sonntag doch noch seine kleinen Pasteten verzehrte.

## Monolog an Bord.

Seit zwei Stunden sind sämmtliche Feuer gelöscht, sämmtliche Stückpforten geschlossen. In der unteren Batterie, die uns als Schlafsaal dient, ist es finster und die Luft schwer und beängstigend. Ich höre die Kameraden, die in ihren Hängematten sich drehen und winden, laut träumen, im Schlafe stöhnen. Lange, arbeitslose Tage, wo der Kopf allein sich anstrengt und ermüdet, erzeugen einen bösen Schlaf, voll Fieber und Unruhe. Aber auch diesen Schlaf suche ich lange vergeblich. Ich kann nicht schlafen, ich muss zuviel denken.

Oben auf dem Verdeck regnet es. Der Wind bläst. Von Zeit zu Zeit, wenn die Wache abgelöst wird, tönt eine Glocke am untern Schiffsrande durch den Nebel. Jedes Mal, wenn ich sie höre, erinnert es mich an mein Paris, an das Sechseläuten in den Fabriken; — es fehlt nicht an Fabriken in unserm Viertel. Ich sehe unsere ganze kleine Wohnung: die Kinder kommen aus der Schule, die Mutter hinten in der Werkstatt will noch etwas fertig bringen; da steht sie an's Fensterkreuz gelehnt und bemüht sich, noch ein Paar Nadelstiche dem schwindenden Tageslicht abzugewinnen.

O Jammer! Was soll aus ihnen Allen nun werden?

Ich hätte vielleicht besser gethan, sie Alle mitzunehmen, da man es mir erlaubte. Ja, vielleicht; aber es ist so entsetzlich weit. Ich fürchtete, die Reise, das Klima würde den Kindern zu schlecht bekommen. Und dann hätte ich meinen Posamenterieladen verkaufen müssen, das so mühsam, Stück um Stück in zehn Jahren erworbene Besitzthum. Und meine Jungen, sie hätten keine

Schule mehr gehabt! Und meine Mutter — sie hätte dann unter dem Gesindel leben müssen!... Mein Gott, nein! Ich will lieber allein dulden... Und doch, wenn ich auf's Verdeck hinaufgehe und die Familien alle heimisch eingerichtet sehe, die Mütter an altem Zeuge flickend, die Kleinen in den Unterröcken, dann schnürt es mir die Brust zusammen und ich möchte weinen.

Der Wind nimmt zu, die Wellen steigen. Die Fregatte schiesst dahin, seitwärts geneigt. Man hört das Aechzen der Masten, das Blähen der Segel. Wir müssen sehr rasch fahren. Um so besser, wir sind dann um so früher da... Die Fichteninsel, an die ich während des Processes nur schaudernd dachte; jetzt sehne ich mich nach ihr. Es ist immerhin das Ende, die Ruhe. Und ich bin so müde! Es giebt Augenblicke, wo Alles, was ich seit anderthalb Jahren erlebt habe, sich mir vor den Augen dreht. Mir schwindelt dann. Die Belagerung durch die Preussen, der Dienst auf den Wällen, das Exerciren; dann die Clubs, die Civilbegräbnisse mit Immortellen im Knopfloch, die Reden am Fuss der Juli-

säule, die Feste der Commune im Stadthaus, die Revüen unter Cluseret, die Ausfälle, die Schlacht, der Bahnhof von Clamart und die niederen Mauern, unter deren Schutz man auf die Gendarmen feuerte; dann das Feld von Satory, die Pontons, die Commissäre, das Ueberführen von einem Schiff auf's andere, das hinundher, wobei man wegen des Wechsels der Gefängnisse sich zehnmal neu als Gefangener fühlte; endlich der Saal des Kriegsgerichts, vor Einem im Halbkreis alle Officiere in voller Uniform, die Zellenwagen, die Einschiffung, die Abfahrt, Alles das wirbelte mir noch vor den Sinnen in den ersten Tagen der betäubenden Meeresfahrt.

O! Mir ist, als hätte ich eine dicke Kruste von Staub, von Müdigkeit, ich weiss nicht wovon, auf dem Gesichte kleben. Mir ist, als hätte ich mich seit zehn Jahren nicht gewaschen.

Ach ja, ja; ich glaube, es wird mir wohl thun, irgendwo festen Fuss zu fassen, einen Halt zu machen. Sie sagen, ich werde dort auf der Insel ein Stück Land, Ackergeräth

und ein Häuschen haben... Ein Häuschen, das war mein Traum und der Traum meiner Frau, da, in der Nähe von Saint-Mandé; ein kleines Häuschen, ein Gärtchen davor, eine Schublade voller Blumen und Gemüse. Am Sonntag wäre man hingegangen, um sich vom Morgen bis zum Abend an Luft und an Sonne für die ganze Woche zu laben. Wenn dann die Kinder herangewachsen und untergebracht waren, dann hätte man sich still in sein Häuschen zurückgezogen. Armer Narr, jetzt, jetzt hast du dich vom Geschäft zurückgezogen, jetzt sollst du es haben, dein Häuschen auf dem Lande.

Und wenn ich nun bedenke, dass die unselige Politik an alle dem Schuld ist. O, ich habe ihr nie recht getraut, der Teufelspolitik; ich habe mich stets vor ihr gefürchtet. Erstlich bin ich nicht reich und wenn ich meinen Laden abzahlen wollte, blieb mir nicht viel Zeit zum Zeitunglesen noch zu den Versammlungen übrig, wo die schönen Reden gehalten werden. Da kommt die verwünschte Belagerung, die Nationalgarde, Nichts zu thun als zu brüllen und zu

trinken. Ich bin eben mit den Andern in die Clubs gegangen und habe mich von den grossen Phrasen betäuben lassen.

Die Rechte des Arbeiters! Das Wohl des Volkes!

Als die Commune sich aufthat, glaubte ich, das goldene Zeitalter für die armen Leute sei angebrochen. Und dann hatten sie mich zum Hauptmann ernannt und all' die frischen Stabsuniformen, die Tressen, die Schnüre, das brachte viel Arbeit in's Haus. Später, als ich merkte, wie die Sachen zugingen, da hätte ich wohl zurück wollen; aber ich fürchtete mich, für einen Feigling zu gelten.

Was ist nur oben los? Die Sprachrohre dröhnen. Schwere Stiefel rennen über das nasse Verdeck... Die Matrosen haben doch ein saures Dasein. Da schreckt sie wieder die Pfeife des Bootsmanns vom Lager auf. Noch ganz verschlafen, in Schweiss gebadet, rennen sie auf's Verdeck in die finstere Nacht, in die kalte Luft hinaus. Der Boden ist schlüpfrig, das Tauwerk gefroren und thut den Händen weh, die sich daran festhalten.

Und während sie droben in den Raaen, zwischen Himmel und Wasser schwebend, die schweren, starren Segel aufrollen, kommt ein Windstoss, entreisst sie der schwanken Stange, bläst sie fort und streut sie in's offene Meer wie einen Schwarm Möven. Ach, dies Leben ist bei Weitem härter, als das des Pariser Arbeiters und ihr Lohn bei Weitem geringer. Und doch beklagen diese Leute sich nicht, empören sie sich nicht. Sie schauen so ruhig drein, mit so klaren, entschlossenen Augen, und haben dabei so viel Respect vor ihren Vorgesetzten! Man merkt es wohl, sie sind nicht oft in die Clubs gekommen.

Das ist aber ein wirklicher Sturm. Die Fregatte wird entsetzlich geschüttelt. Alles tanzt und kracht. Gewaltige Wasserwogen stürzen sich mit Donnergetöse über das Verdeck; dann fliesst es minutenlang in schmalen Rinnen von allen Seiten wieder ab. Die Schläfer in meiner Nähe beginnen sich zu regen. Die Einen werden seekrank, die Andern fürchten sich. Das gezwungene Nichtsthun in der Gefahr ist schrecklicher als jedes

Gefängniss... Und sich sagen zu müssen, dass während wir hier, eingepfercht wie das Vieh, in dem Geheul und Gepolter ruhelos und angstvoll um uns her tasten, sitzen in den Cafés, den Theatern zu London und Genf, still und vergnügt, nahe an der französischen Grenze, alle die hübschen Bursche der Commune mit ihren goldenen Schärpen, ihren rothen Litzen und Bändern, die aufgebauschten Kerle, die Schufte, die uns in's Feuer schickten und selber zurückblieben.

O, wenn ich daran denke, dann überkommt mich eine Wuth!

Die ganze Batterie ist wach. Man ruft sich von einer Hängematte zur andern zu, und als echte Pariser Kinder kann man natürlich das Schwatzen und die schlechten Witze nicht lassen. Ich stelle mich, als ob ich schlafe, nur damit man mich in Ruhe lasse. O über die Tortur, keinen Augenblick allein zu sein, stets in einer Heerde zu leben! Man muss sich bis zur Raserei der Andern aufregen, muss gerade so reden wie sie, einen Hass zur Schau tragen, von dem man nichts weiss, nur um nicht für

einen Spion und Horcher zu gelten. Und ewig das Aufschneiden und die Lügen!.... Ist das eine See, guter Gott! Man merkt, dass der Sturm tiefe, schwarze Löcher in die Fluth bohrt, dass die Fregatte taucht und wirbelt... O ich hatte doch Recht, Frau und Kinder nicht mitzunehmen. Es ist mir ein Trost jetzt, zu denken, dass sie in diesem Augenblick wohlgeschützt in unserem kleinen Zimmer sitzen. Mir ist in dieser finstern Batterie, als sähe ich auf jeder Stirn den gedämpften Schein der Lampe; die Kinder schlafen und die Mutter sitzt, über den Tisch gebückt, und sinnt und arbeitet...

## Der dreimalige Aufruf.

So wahr ich Bélisaire heisse, und den Hobel hier in der Hand halte, wenn Papa Thiers sich einbildet, dass die gute Lection, die er uns eben gegeben, etwas nützt, dann kennt er das Pariser Volk nicht. Sehen Sie, lieber Herr, sie mögen uns in Masse niederschiessen, uns deportiren, uns exportiren, nach dem Feld von Satory noch mit Cayenne uns bedienen, uns wie Häringe in die Pontons stopfen, der Pariser hat einmal Geschmack am Aufruhr und den kann ihm Niemand in der Welt nehmen. Das sitzt Einem im Blut. Was wollen Sie? Es ist nicht gerade die Politik, die uns Spass macht,

es ist der Lärm, der dazu gehört: die Werkstätten geschlossen, die Volksversammlungen, die Bummelei und dann noch etwas Anderes, das ich Ihnen nicht benennen kann.

Um das zu begreifen, muss man wie ich in der Rue de l'Orillon in einer Schreinerwerkstatt geboren sein und vom achten bis zum fünfzehnten Jahr, die lange Lehrzeit hindurch, mit einem Handwagen voll Hobelspäne das Faubourg die Kreuz und Quer durchmessen haben. Haha! Ich kann Ihnen sagen, dass es mir an Revolutionen während der ganzen Zeit nicht gemangelt hat. Ich war noch ganz klein, drei Käse hoch, und wenn in Paris nur irgend etwas los war, dann können Sie darauf zählen, dass ich dabei nicht fehlte. Ich wusste auch Alles stets vorher. Wenn ich die Arbeiter im Faubourg über die ganze Breite des Trottoirs daher kommen sah, die Weiber lebhaft schwatzend und gestikulirend vor den Hausthüren, und die Menschenmenge, die sich von den Barrièren hereinwälzte, dann sagte ich mir beim Aufladen meiner Späne: »Das wird lustig! Es geht los...«

Und das konnte nicht fehlen. Abends, wenn ich wieder in die Werkstatt kam, drängten sich die Leute darin. Freunde meines Vaters politisirten an den Hobelbänken, die Nachbarn brachten ihm Zeitungen. Damals gab es noch keine Blätter zu einem Sou wie heute. Wollte man eine Zeitung haben, so steuerte man in dem gleichen Hause das Geld zusammen, und liess sie von Stockwerk zu Stockwerk wandern... Papa Bélisaire, der darum die Arbeit nicht ruhen liess, stiess dann beim Anhören der Neuigkeiten wuthschnaubend seinen Hobel; und ich erinnere mich sehr wohl, dass meine Mutter, wenn wir uns an solchen Tagen zu Tische setzten, nicht verfehlte, uns zuzuraunen:

»Seid ja still, Kinder... Der Vater ist böse, die Politik geht ihm im Kopfe herum.«

Ich, das mögen Sie wohl glauben, ich verstand von der Teufelspolitik nicht viel. Indessen, gewisse Wörter, die ich fortwährend hörte, bohrten sich mir in den Schädel, wie z. B.:

»Die Canaille von Guizot; er ist nach Gent gegangen!«

Ich wusste nicht recht, wer der Guizot war, noch was es zu bedeuten hatte, dass er nach Gent gegangen war; aber gleichviel! ich schrie wie die andern:

»Die Canaille, der Schuft von Guizot!«

Und ich schimpfte ihn um so herzhafter eine Canaille, den armen Herrn Guizot, weil ich ihn in meinem Kopfe für den Schurken von Polizeidiener hielt, der seinen Posten an unserer Strassenecke hatte und mich wegen meines Spänekarrens immer auf's Korn nahm... Den mochte Keiner im ganzen Viertel ausstehen, den grossen Rothkopf. Die Hunde, die Kinder, die ganze Einwohnerschaft hasste ihn; nur der Weinhändler füllte ihm hie und da zwischen Thür und Angel ein Glas, damit er auch manchmal ein Auge zudrücke. Der Grosse schlich dann harmlos an den Laden heran, blickte nach rechts, nach links, ob nicht irgendwo ein Vorgesetzter zu sehen war, und dann im Vorübergehen... wupp! Ich habe in meinem Leben noch kein Glas Wein so hastig hinuntergiessen sehen. Unsere Bosheit war es nun, wenn er eben den Ellenbogen gehoben, plötzlich hinter ihm zu rufen:

»Achtung, Sergo!.... der Hauptmann kommt.«

So ist man nun einmal im Pariser Volk; auf die Polizeidiener wird Alles abgeladen. Man gewöhnt sich daran, die armen Teufel zu hassen, sie als Hunde zu verfolgen. Machen die Minister eine Dummheit, so muss die Polizei dafür büssen, und bricht dann einmal eine flotte Revolution los, so fliegen die Minister nach Versailles und die Polizisten in den Canal...

Um aber auf das zurückzukommen, was ich sagte, ich war also, sobald in Paris etwas los war, einer von den zuerst Eingeweihten. An solchen Tagen versammelten sich alle Buben des Stadtviertels und zogen in hellen Haufen das Faubourg hinab. Man hörte Rufe:

»Es ist Rue Montmartre... Nein!... An der Porte Saint-Martin.«

Leute, die nach jenen Punkten wollten, kamen wüthend zurück, weil sie nicht durch konnten. Die Weiber eilten zu den Bäckern. Die Hausthüren wurden geschlossen. Alles das stieg uns zu Kopfe. Wir sangen, warfen im Vorüberziehen die Krämer um, die hastig

ihre Waare vom Boden aufrafften und wie bei heftigem Winde in die Körbe packten.

Wenn wir zum Canal kamen, waren die Brücken der Schleusen manchmal schon gedreht. Fiaker und Frachtfuhrwerke konnten nicht weiter. Die Kutscher fluchten, alle Welt war in Aufregung. Wir überschritten dann im Laufschritt den Brückensteg, der damals das Faubourg von der Rue du Temple trennte, und waren im Nu auf den Boulevards.

Am Fastnachtsdienstag und an Revolutionstagen geht es lustig her auf den Boulevards. Fast keine Wagen zu sehen. Man konnte im Galopp die grosse Fahrbahn entlang rennen. Wenn wir vorbeikamen, dann wussten sie in den Läden schon, was dies zu bedeuten hatte und flugs wurde Alles zugemacht. Man hörte die Eisenstäbe hinunterrasseln; waren aber die Läden geschlossen, dann stellten sich die Verkäufer trotz alledem auf's Trottoir vor ihre Thüren, weil die Neugier bei den Parisern jede Furcht überwindet.

Endlich erblickten wir eine schwarze Masse, das Gewühl, das Gedränge. Dort war es also!... Um aber recht zusehen zu

können, musste man auf dem ersten Rang sein. Den Teufel, da gab es Püffe... Indessen, wenn man recht drückte, stiess und sich zwischen die Beine der Leute durchwand, kam man endlich vornan... Hatte man dann einen guten Platz, in erster Reihe, dann athmete man wieder auf und war stolz. Aber es lohnte sich auch. Denn sehen Sie, niemals habe ich im Theater, wenn Bocage oder Mélingue spielte, ein Herzklopfen gehabt, das sich mit dem vergleichen liesse, wenn ich am Ende der Strasse, in dem kleinen leeren Raum, den Polizeicommissär mit seiner Schärpe vortreten sah...

Alles schrie: »Der Commissär! der Commissär!«

Ich sagte nichts. Ich knirschte mit den Zähnen vor Angst, vor Vergnügen, ich weiss nicht wovor. Im Herzen aber sagte ich mir:

»Der Commissär ist da... Nimm dich in Acht vor den Hieben...«

Es war nicht sowohl der Gedanke an die Hiebe, der mich so mächtig beschäftigte, als vielmehr der Teufelskerl mit der Schärpe über dem schwarzen Frack und dem hohen

Cylinder. Er sah aus, als machte er bei den Tschako's und den Dreispitzen einen ceremoniellen Besuch; das war von ungeheurer Wirkung!... Nach einem Trommelwirbel begann der Commissär etwas abzulesen. Da er weit von uns entfernt war, so verlor sich trotz der grossen Stille seine Stimme in der Luft und man hörte nur das:

»Mn... mn... mn...«

Als ob wir das Gesetz über die Zusammenrottungen nicht so gut kannten als er. Wir wussten wohl, dass wir ein Recht auf drei Mahnungen hatten, ehe sie mit ihren Stöcken dreinschlagen durften. Das erste Mal rührte sich auch keine Seele. Man blieb ganz still auf dem Platze, die Hände in den Hosentaschen... Beim zweiten Trommelwirbel aber wurde man schon grün im Gesicht und schielte nach rechts und links, um zu sehen, wo man wohl durch könnte... Beim dritten Trommelwirbel, rruck! das war ein Aufunddavon gleich einem Flug Rebhühner, und ein Schreien und ein Miaulen, ein Durchdieluftschwirren von Hüten, Schürzen, Mützen, und dann hinter uns die hoch geschwungenen

Stöcke; es regnete Hiebe. Gewiss, kein Theaterstück der Welt kann Ihnen eine so herrliche Aufregung verschaffen. Acht Tage hatte man davon zu erzählen, und wie stolz waren die, welche sagen durften:

»Ich habe die dritte Aufforderung gehört!...«

Gestehen muss ich freilich, dass man bei dem Spiel manchmal ein Stück von seiner Haut einsetzte. Denken Sie sich, eines Tages, oben am Winkel von Saint-Eustache, ich weiss nicht, wie der Commissär gezählt hatte; aber gleich auf den zweiten Trommelwirbel brechen die Municipalgardisten los, den Knüppel in der Luft. Ich blieb natürlich nicht stehen, um mich abprügeln zu lassen. Aber ich mochte mir meine kleinen Beine noch so sehr ausrecken, ein verdammter langer Teufel machte Jagd auf mich und war mir so dicht auf den Hacken, so dicht... Nachdem mir sein Stock zwei- oder dreimal um die Ohren gesaust, fühlte ich ihn plötzlich auf meinem Kopfe. Es blitzte und rauchte mir vor den Augen. Nie in meinem Leben habe ich ein solches Feuerwerk ge-

sehen... Man brachte mich heim mit zerfetztem Gesicht, und wenn Sie etwa glauben, dass ich jetzt curirt war... Kuchen! Jedesmal, wenn die arme Mama Bélisaire mir einen kalten Umschlag auflegte, schrie ich wie besessen:

»Ich bin nicht Schuld... Der Schuft von Commissär hat uns betrogen... er hat nur zweimal getrommelt!«

## Die Feen Frankreich's.

Angeklagte, stehen Sie auf, sagte der Präsident.

Auf der ekelhaften Bank der Petroleusen regte es sich und eine missgebildete, vor Kälte schlotternde Weibesgestalt kam hervor und lehnte sich an die Schranke. Es war ein Pack Lumpen: Fetzen, Löcher, Bindfaden, zerschlissene Blumen, geknickte Federn und darunter ein armes welkes, gegerbtes, runzeliges, zerwühltes Gesicht, in welchem zwei kleine boshafte Augen zwischen den Falten, wie ein Paar Eidechsen in der Mauerspalte, unruhig hin- und herschossen.

»Wie heissen Sie?«

— Melusine.

— »Wie sagen Sie?...«

Sie wiederholte in tiefem Ernste:

»Melusine.«

Der Oberst-Präsident lächelte hinter seinem Dragonerschnurrbart und fuhr fort, ohne eine Miene zu verziehen:

»Ihr Alter?«

— Ich weiss es nicht mehr.

— Ihr Beruf?

— Ich bin eine Fee!...

Darauf aber brach die Zuhörerschaft, der Gerichtshof, sogar der Regierungsanwalt in ein helles Gelächter aus. Sie liess sich dadurch nicht irre machen und mit heller, meckernder Stimme, die sich bis zur Saaldecke erhob und da wie eine Stimme aus der Traumeswelt schwebte, fuhr sie fort:

»Ja, die Feen von Frankreich, wo sind sie? Alle gestorben, meine guten Herren. Ich bin die letzte; ich bin allein übrig geblieben... Freilich, es ist jammerschade, denn Frankreich war viel, viel schöner, als es noch seine Feen besass. Wir waren die Poesie des Landes, sein Glauben, sein Gemüth, seine

Jugend! Alle Orte, an denen wir uns aufhielten, die schattigen Waldesgründe, die murmelnden Quellen, die Thürmchen der alten Burgen, die nebelbedeckten Weiher, die öden Haiden und schwarzen Moore, unsere Gegenwart verlieh ihnen den Zauber, die Grösse. Beim dämmerhaften Scheine der alten Sage erblickte man überall unsere Spur, das flatternde Gewand vom bleichen Mondlicht übergossen, oder auf den Grasspitzen des Angers dahinhuschend. Die Landleute hatten uns lieb und verehrten uns.

»In ihrem einfältigen Gemüthe mischte sich beim Anblick unserer bekränzten Stirnen, unserer Wünschelruthen, unseres Zauberrockens die Furcht noch in die Anbetung. Und unsere Quellen rieselten stets helle. Die Pflüge rasteten an den Wegen, die wir hüteten; und da wir für Alles, was der Vergangenheit angehörte, Achtung einflössten, wir, die ältesten Wesen der Welt, so liess man in Frankreich von einem Ende zum andern die Wälder wachsen und auch die Steine, bis sie von selber zusammenstürzten.

»Aber die Zeiten haben sich geändert.

Eisenbahnen sind gekommen. Man hat Tunnels gegraben, Weiher zugeschüttet und so viel Bäume gefällt, dass wir bald nicht mehr wussten, wo wir unterschlüpfen sollten. Nach und nach haben auch die Bauern nicht mehr an uns geglaubt. Abends, wenn wir an ihre Fensterladen klopften, sagte Robin: »es ist der Wind« und schlief wieder ein. Die Weiber wuschen an unseren Quellen. Seitdem war es zu Ende mit uns. Da wir nur durch den Volksglauben unser Leben fristeten, so verloren wir Alles, sowie der Glaube verloren ging. Die Kraft unserer Zauberstäbe ist nun dahin, und aus mächtigen Königinnen, die wir gewesen, waren wir plötzlich alte runzlige Weiber und als vergessene Feen boshafte Weiber geworden. Und dazu hiess es, unser Brod verdienen, und das mit Händen, die nichts anzustellen wussten. Eine Zeit lang begegnete man uns in den Wäldern mit einer Last dürren Reisigs auf dem Rücken, oder am Feldesrain, wo wir die Nachlese hielten. Die Förster aber waren hart gegen uns und die Bauern verfolgten uns mit Steinen. Da entschlossen wir uns wie arme Leute, die

daheim nicht mehr ihren Hunger stillen können, in die grossen Städte überzusiedeln und dort Arbeit zu suchen.

»Einige von uns sind in die Spinnereien gegangen, andere verkauften im Winter Aepfel auf den Brücken, oder Rosenkränze an den Kirchthüren. Karren mit Apfelsinen stiessen wir vor uns her, wir boten den Leuten Blumen an, für die Keiner uns einen Sou hergeben wollte; die Gassenbuben verhöhnten uns wegen unseres wackligen Kinns, die Stadtsoldaten verjagten uns aller Orten und die Omnibus überfuhren uns. Dann Krankheit und Entbehrungen und im Spital ein Leintuch über den Kopf... So hat Frankreich seine Feen umkommen lassen, aber es hat auch seine Strafe dafür!

»Ja, ja, lachen Sie nur, meine braven Herren. Haben wir es etwa nicht erlebt, was aus einem Lande wird, das keine Feen mehr hat? Wir haben es mit angesehen, wie die sattgefressenen Bauern hohnlachend ihre Scheunen den Preussen öffneten und ihnen die Wege angaben. Ja, ja, Robin glaubte nicht mehr an Zauberei, aber er

glaubte auch nicht mehr an's Vaterland... Ach, wären wir noch dagewesen, von allen den Deutschen, die in Frankreich eingezogen, wäre kein Einziger mehr lebend heimgekommen. Unsere Irrlichter hätten sie in die Sümpfe gelockt. Die reinen Quellen, die unsere Namen führen, hätten wir mit Zaubertränken vermischt, von denen sie toll geworden wären; und auf unseren Zusammenkünften beim blassen Mondlicht hätten wir mit einem mysteriösen Wort die Wege, die Bäche verwirrt, die Waldesgründe, die sie so gerne aufsuchten, mit dichtem Dornengestrüpp verlegt, dass selbst die kleinen Katzenaugen des Herrn von Moltke nicht mehr gewusst hätten, wo aus noch ein. Mit uns wären die Bauern marschirt. Aus den grossen Blumen unserer Weiher hätten wir Balsam bereitet für die Verwundeten, aus den Sommerfäden Charpie; auf den Schlachtfeldern hätte der sterbende Soldat die Fee seiner Heimath über seine brechenden Augen sich niederbeugen sehen, sie hätten ihm ein stilles Gehölz, ein goldenes Kornfeld, irgend etwas gezeigt, das ihn an den geliebten

Boden der Heimath erinnerte. So, nur so führt man einen Befreiungs-, einen heiligen Krieg. Aber ach, in den Ländern, die keinen Glauben, keine Feen mehr haben, ist ein solcher Krieg nicht möglich.«

Hier hielt die grelle, dünne Stimme einen Augenblick inne und der Präsident ergriff das Wort:

»Alles das sagt uns nicht, was Sie mit dem Petroleum machten, das man in Ihren Händen fand, als die Soldaten Sie festnahmen.«

— »Ich verbrannte Paris, mein guter Herr,« antwortete die Alte mit Seelenruhe. »Ich verbrannte Paris, weil ich es hasse, weil es Alles verhöhnt, weil Paris uns getödtet hat. Paris sandte Gelehrte aus, um unsere schönen Wunderquellen zu analysiren und genau anzugeben, wie viel Eisen und wie viel Schwefel sie enthalten. Paris hat uns auf seinen Theatern verhöhnt. Unsere Zauber gelten jetzt für Schelmereien, unsere Wunder für Possen und man hat in unseren Rosakleidern, unseren Flügelwagen, schon so viel hässliche Gesichter bei Mondschein und bengalischer Beleuchtung vorüberziehen

sehen, dass man ohne Lachen nicht mehr an uns zu denken vermag... Ehedem kannten uns die Kleinen bei unseren Namen, sie liebten und fürchteten uns ein wenig; doch statt der schönen goldglänzenden Bücher voll bunter Bilder, aus denen sie unsere Geschichte lernten, hat ihnen Paris »die Wissenschaft für das Verständniss der Kinder« in die Hände gelegt, dicke Scharteken, aus denen die Langeweile wie grauer Staub emporwirbelt, um den kleinen Augen unsere Zauberpaläste und magischen Spiegel zu verhüllen... O ja, ich war vergnügt, als ich es brennen sah, euer Paris... Ich selber habe die Büchsen der Petroleusen gefüllt, ich selber führte sie an die rechten Stellen: »Nur vorwärts, meine Töchter, verbrennt Alles, verbrennt, verbrennt!...«

— »Kein Zweifel, die Alte ist toll,« sagte der Präsident. »Führt sie fort.«

## Der Papst ist gestorben.*)

Ich verbrachte meine Kindheit in einer grossen Provinzialstadt, die durch einen sehr belebten schiffbaren Fluss in zwei Hälften getheilt wird. Da entwickelte sich früh meine Leidenschaft für das Leben auf dem Wasser, das Leben auf Reisen. Besonders an einen Winkel am Quai, in der Nähe einer gewissen Fähre, kann ich nie, auch heute nicht, ohne wahrhafte Gemüthsbewegung denken. Ich sehe noch das Schild

*) Da wir die Absicht haben, des Dichters Lebenserinnerungen in einem weiteren Bande zu veröffentlichen, so hängen wir hier gewissermassen zur Probe eine seiner Jugendgeschichten an.

an der Spitze einer Segelstange und darauf die Worte: »Cornet, Kähne zu vermiethen«; ich sehe noch die schwarze, feuchte, schlüpfrige Treppe, die zum Wasser hinunterführt, die kleine Flotte hellfarbiger, frisch bemalter Fahrzeuge, die an der untersten Treppenstufe sich aneinander reihen, Bord an Bord sanft sich schaukeln, so leicht und flüchtig schon durch die Namen, die in weissen Buchstaben auf ihrer Steuerseite glänzen: Paradiesvogel, Schwalbe.

Dann unter den langen, mit Bleiweiss angestrichenen Ruderstangen, die dort am grünen Abhang trocknen, der alte Cornet mit seinem Farbentopf, seinen grossen Pinseln, seinem braun gegerbten Gesicht, das wie der Fluss unterm Abendwinde sich in tausend kleine Runzeln und Grübchen fältelt... O, der alte Cornet, er war der Satan meiner Knabenzeit, meine schmerzvolle Leidenschaft, meine Sünde, mein böses Gewissen. Zu wie viel Verbrechen hat er mich nicht mit seinen Kähnen verleitet! Ich schwänzte die Schule, ich verkaufte meine Bücher. Was hätte ich nicht Alles verkauft für einen Nachmittag auf dem Wasser.

Meine sämmtlichen Hefte lagen auf dem Boden des Kahnes, die Jacke hatte ich abgezogen, den Hut nach hinten gerückt, in den Haaren spielte kühlend der frische Windhauch vom Flusse her; nun zog ich fest die Ruder an und runzelte die Brauen dazu, um mir das Aussehen eines strammen Seemanns zu geben. So lange ich in der Stadt war, hielt ich mich mitten im Strome, gleichweit von beiden Ufern entfernt, von wo aus der Seebär hätte erkannt werden können. Welche Lust, mich in das Getriebe der Barken, der Flösse, der kleinen Dampfer zu mischen, die auf einander zufuhren, sich auswichen und dabei kaum eine Handbreit Raum zwischen sich liessen. Grosse Schiffe machten Wendungen, um die Strömung zu gewinnen, und drängten so die kleineren auf die Seite.

Plötzlich stampften dicht neben mir die Räder eines Dampfers das Wasser, oder ein dunkler Schatten kam auf mich zu; es war der Schnabel eines grossen Aepfelkahns.

»Aufgepasst, Schnuppe!« rief mir eine heisere Stimme zu; und ich schwitzte, keuchte und wand mich mühsam durch das wirre

Treiben auf dem Strome, das unaufhörlich durch die von den Ufern her belebten Brücken und Brückchen gekreuzt wurde, während die buntesten Reflexe unter die Schneide meiner Ruder fielen. Und dann kamen die bösen Strömungen vor dem Brückenpfeiler, die Strudel, die Wirbel, das berüchtigte Todtenloch! Es war gewiss nichts Kleines, sich durch alle diese Schwierigkeiten mit zwölfjährigen Armen durchzuarbeiten, und dabei Niemand am Steuer.

Manchmal war ich so glücklich, der »Kette« zu begegnen. Schnell hakte ich mich an das letzte der in langer Reihe an's Schlepptau genommenen Schiffe. Meine Ruder legte ich querüber wie zwei schwebende Flügel und überliess mich der stillen Bergfahrt, die den Strom in lange Schaumbänder zerschnitt, während an beiden Ufern die Bäume, die Häuser des Quais dahinflogen. Vor mir, weit, weit vor mir, hörte ich den monotonen Stoss der Schraube, oder einen bellenden Hund auf einem der bugsirten Kähne, wo aus niederem Eisenrohr eine dünne Rauchsäule in die Höhe stieg. Dies Alles versetzte mich

in die Illusion einer grossen Reise, in den Traum des wahren Schiffslebens.

Unglücklicherweise war es gar selten, dass man der »Kette« begegnete. Dann hiess es rudern und rudern unter der Prallsonne. Wenn sie so senkrecht am Mittag auf den Strom fiel, mir ist's in diesem Augenblick, als spürte ich noch ihren Brand auf Nacken und Armen. Alles glühte, Alles funkelte. In der blendenden und surrenden Atmosphäre, die über den Wellen schwebte und wie diese ruhelos zitterte, tropfte es wie glänzendes Silber von meinen Rudern und von den Seilen der am Ufer hinkeuchenden Schiffszieher. Und ich ruderte mit geschlossenen Augen. Weil ich kräftig loslegte und das Wasser unter meinem Kahn sich entgegenstemmte, glaubte ich, sehr rasch vorwärts zu kommen; wenn ich dann aber nachschaute, sah ich mir gegenüber am Ufer stets denselben Baum, dieselbe Mauer.

Nach unendlichen Anstrengungen, schweisstriefend und glühend vor Hitze gelang es mir, aus der Stadt hinauszukommen. Das tolle Treiben in den Badeanstalten, das Geräusch

der Wäscherinnen, der Landungsbrücken nahm ab. Der Fluss wurde breiter, noch einige Gärten der Vorstadt, ein Fabrikschornstein, spiegelten sich von Zeit zu Zeit in den Wellen des Ufers. Fern am Horizont schwankten grüne Inseln. Da, ich konnte nicht mehr fort, und ruderte hinüber mitten in das raschelnde Rohr, und von der Sonne, der Anstrengung, der drückenden Hitze, die aus dem funkelnden Wasser in lichten Garben zurückstrahlte, vollständig erschöpft, liess der Seebär den Kopf hängen und blutete stundenlang aus der Nase. So endeten regelmässig alle meine Wasserfahrten. Aber... köstlich waren sie doch.

Viel schrecklicher ging es bei der Rückfahrt, der Heimkehr zu. Ich mochte noch so sehr die Ruder rühren, ich kam doch immer zu spät, lange nach Schluss der Schule. Der Eindruck des sinkenden Tages, die ersten Gaslichter im trüben Nebel, der Zapfenstreich; mir wurde angst und bange. Leute, die ich ruhig und sorglos heimgehen sah, musste ich beneiden. Mir aber, der Kopf noch wirr von der Sonne und dem Wasser, sauste es

in den Ohren und die Röthe stieg mir in's Gesicht, während ich über die Lüge nachsann, die ich daheim anbringen wollte.

Denn mit einer Lüge musste ich jedes Mal auf das fürchterliche »woher kommst Du?« antworten, das mich auf der Schwelle erwartete. Das Verhör bei meiner Ankunft war für mich das Schrecklichste. Ich musste antworten und zwar noch auf dem Flur, vor dem Hinsitzen, immer eine Geschichte bereit haben, und zwar etwas so Erstaunliches, so Niederschmetterndes, dass die Ueberraschung allen weiteren Fragen ein plötzliches Ende machte. Dann erst durfte ich eintreten und Athem schöpfen; aber ehe ich dazu kam, welche Kunststücke! Ich erfand Mordgeschichten, Revolutionen, entsetzliche Katastrophen, die halbe Stadt stand in Flammen, die Eisenbahnbrücke war in den Strom gestürzt. Das Stärkste aber war Folgendes:

An jenem Abend kam ich sehr spät heim. Meine Mutter, die schon eine gute Stunde unruhig gewartet hatte, lauerte oben an der Treppe.

»Woher kommst Du?« rief sie mir zu.

Nun rathe Einer, was für Teufeleien einem Kinde durch den Kopf fahren können. Ich hatte nichts erfunden, nichts vorbereitet, ich war zu schnell gelaufen... Plötzlich fällt mir etwas ein. Ich wusste, dass die gute Frau sehr fromm, so katholisch wie eine geborene Römerin war, und ich antwortete ganz athemlos vor innerer Erregung:

»O Mama... Wenn Du wüsstest!...

— Was denn?... Was giebt es wieder?...

— Der Papst ist gestorben.

— Der Papst ist gestorben!...« sagte die gute Mutter und lehnte sich todtenbleich an die Wand. Ich glitt hurtig in mein Zimmer, ein wenig erschreckt über den Erfolg und über die Ungeheuerlichkeit meiner Lüge. Ich hatte aber bei alle dem den Muth, sie bis zum Schluss durchzuführen. Ich erinnere mich, es herrschte eine wahre Begräbnissstimmung an jenem Abend; der Vater war sehr ernst, die Mutter wie vernichtet... Am Tisch wurde so leise gesprochen. Ich schlug die Augen zu Boden. Mein Ausbleiben war so bedeutungslos bei der tiefen Betrübniss, welche die Familie erfüllte, dass Niemand mehr danach fragte.

Jeder wusste irgend einen schönen Charakterzug vom armen Pius IX. zu erzählen, dann verirrte sich die Unterhaltung nach und nach in die Geschichte der Päpste. Tante Rose sprach von Pius VII., den sie sich erinnerte, im südlichen Frankreich zwischen zwei Gendarmen in einem Postwagen gesehen zu haben. Die berühmte Scene zwischen ihm und dem Kaiser wurde aufgewärmt: *Comediante!... Tragediante!...* Ich hatte diese fürchterliche Scene wohl hundertmal erzählen hören, stets mit demselben Ausdruck, derselben Betonung, denselben Gesten und derselben Unwandelbarkeit einer Familientradition, die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt, sich forterbt, und weiter lebt kindisch wie eine Klostergeschichte und mit dem Orte verwachsend.

Mir aber war sie nie so interessant vorgekommen, wie an jenem Abend.

Ich hörte sie mit heuchlerischen Seufzern an, mit Fragen, und einem Anschein warmer Theilnahme. Während dessen aber musste ich stets zu mir sagen:

»Morgen früh, wenn sie erfahren, dass der

Papst nicht gestorben ist, werden sie so zufrieden darüber sein, dass sie dann nicht mehr den Muth haben werden, mich zu schelten.«

Und darüber kämpfte ich mit dem Schlaf, die Augen fielen mir zu, und ich hatte Visionen von kleinen blau angestrichenen Kähnen, von sonnendurchglühten stillen Buchten in der Saône und grosse Wasserspinnen liefen die Kreuz und die Quer darüber hin und streiften die Fluth wie Diamantspitzen.

# *Inhalt.*


Seite.

Vorwort . . . . . V
Die Partie Billard . . . . . 1
Das Kind als Spion . . . . . 11
Der letzte Schultag . . . . . 27
Die Mütter . . . . . 38
Die Belagerung von Berlin . . . . . 50
Der schlechte Zuave . . . . . 66
Die Vertheidigung von Tarascon . . . . . 77
Die Orpheonisten . . . . . 78
Die Cavalcaden . . . . . 81
Durch! . . . . . 82
Die Vertheidigung des Cercle . . . . . 83
Die Francs-Tireurs . . . . . 84
Sandhasen und Stallhasen . . . . . 86
Der Abschiedspunsch . . . . . 90
Die Bauern in Paris . . . . . 92
Bei den Vorposten:
Erinnerungen an die Belagerung . . . . . 100
Courneuve an einem Decembermorgen . . . 101
Längs der Marne . . . . . 103
Erinnerung vom Fort Montrouge . . . . . 111
La Fouilleuse . . . . . 112

Seite.

Insurrectionsbilder:

Im Maraisviertel . . . . . 115

Montmartre . . . . . 118

In der Vorstadt Saint-Antoine. . . . . 120

Der Fähnrich. . . . . 125

Der Tod Chauvin's. . . . . 136

Elsass! Elsass! . . . . . 145

Die Caravanserai . . . . . 156

Das Band der Ehrenlegion . . . . . 165

Mein Käppi . . . . . 179

Der Turco der Commune . . . . . 188

Die Schlacht auf dem Père-Lachaise . . . . . 197

Die Pastetchen . . . . . 205

Monolog an Bord . . . . . 216

Der dreimalige Aufruf. . . . . 225

Die Feen Frankreich's . . . . . 235

---

Der Papst ist gestorben . . . . . 243

3 0112 050518932